

Dichtungsring

Zeitschrift für Literatur



DICHTUNGRING 38

Zeitschrift für Literatur 2009

Impressum

Dichtungsring Nr. 38, 2009

Herausgeberin dieser Nummer

Layout, Satz

Druck

Gegründet 1981 von A. Knauth et al

Monika Lamers, Kircheib

Barbara-Marie Mundt, Olhão, Portugal

Druckerei Gerhards GmbH,

In den Wiesen 22, 53227 Bonn

Redaktion und Autorengruppe

Ulrich Bergmann, Werner Brand, Rainer Maria Gassen, Ines Hagemeyer, Alfons Knauth, Ingo Kottmayr, Thomas Krämer, Rita Kupfer, Mario Markus, Barbara-Marie Mundt, Siegfried Mundt, Francisca Ricinski-Marienfeld, Horst Saul, Susanne Schmincke, Renate Voswinkel, Gerd Willée, eje winter, Gisela Zimmer

© Copyright bei den Autoren

Im Internet unter

<http://www.dichtungsring-ev.com>

Die Texte des Heftes werden (außer bei Einspruch durch Autoren) auf der Homepage des Dichtungsring veröffentlicht

Thema der nächsten Ausgabe

Unrast

Redaktionsadresse

Dichtungsring e.V., c/o Ulrich Bergmann

~~Gerhards, 53115 Bonn~~

E-mail: redaktion@dichtungsring-ev.de

Unveröffentlichte Manuskripte, möglichst digital, erbeten an die Redaktionsadresse. Bitte haben Sie Verständnis, dafür, dass wir kein Honorar zahlen können. Beachten Sie bitte die Hinweise für Autoren im Internet.

Preis dieser Ausgabe

9,00 Euro plus Versand

Bankverbindung

Sparkasse Köln Bonn

BLZ 370 501 98

Konto 145 014 437

ISSN 0724-6412

...diese ungraden Tage,

deren Einzelgeschichten meist nicht ins Gewicht fielen, in äonenlanger Wiederholung jedoch dazu führten, tunlichst niemanden der vermutlich Verantwortlichen zu reizen, sei es das Schicksal, seien es die Götter, diese Geschichten so vieler uralter Erfahrungen, die endlich zu gerinnen begannen zu einer ständig lauernden Angst. Es folgten Abwehrzauber und Vorsichtsmaßnahmen, fortlebend bis heute in magischen kleinen Handlungen. Seltsam genug, bisweilen bewirkten sie Hilfe oder eine gewisse Entlastung, weil die Gläubigen sich nach dem Ableisten der geforderten Riten sicher und stark fühlten wie nach einem erbrachten Opferdienst.

Als endlich sowohl das Indisponiertsein an ungeraden Tagen wie auch der „Glücksstern“ an gewissen geraden Tagen ins eigene Innere verlegt wurde, war ein großer Schritt getan. Ein berühmtes Beispiel solcher Erkenntnis findet sich in Baltasar Graciáns *Oráculo manual y arte de prudencia*, erstmals 1647 erschienen, und seitdem in allen großen Sprachen der Welt nicht zufällig bis heute immer erneut vorgelegt:

„... und alles muß, um gut auszufallen, seinen Tag haben.“ Da heißt es „die Unglückstage kennen, denn es gibt dergleichen; an solchen geht nichts gut ...“ Ebenso gibt es die unerklärlich guten Tage, wo alles mit „geringerer Anstrengung“ gelingt, und Gracián empfiehlt, „auch nicht das geringste davon verlorengelassen (zu) lassen“. (Nr. 139)

Wie wir alle, kann ich dies illustrieren mit eigenen Alltagsgeschichten, kann berichten, daß es ausgerechnet am Neujahrstag war, als mich dieser riesige Rottweiler im Stadtpark gebissen hat, daß es am 11. September war, als ich auf dem Weg zu Annas 30. Geburtstag im Auto die Twintower-Nachricht hörte und sie zunächst für einen besonders üblen Scherz hielt, daß es am 5. Juli war, als mir auf der Fähre nach Puttgarden meine Tasche weggab, und daß der gräßliche alte Mann, der mich auf Deck mit seinem Zigarrenrauch belästigt hatte, daß es ausgerechnet er war, der sie mir dann zurückbrachte, obwohl er dadurch fast seinen Bus verpaßt hatte – kleines Glück am ungeraden Unglückstag. Daß Thelma sich zufällig an einem 13. August von dir trennte damals, als das mit der Mauer war, daß du dich tröstetest mit diesen uns noch immer so geläufigen Zeilen – „Einsamer nie, als im August...“ - und daß wir Geschwister beide sahen, daß es eben ein schlechter Tag war, diese und noch viele solcher Geschichten ließen sich finden.

Doch niemand wird mir lange zuhören. Zu normal, zu geläufig, zu alt ist diese Erfahrung, daß es solche verdammten Tage gibt, unwiederholbar, deren trauriger Dilettant man bleibt, wie Elias Canetti in seinen Aufzeichnungen anmerkt (1942-48).

Warum also den DICHTUNGSRING Nr. 38 mit diesem ebenso vagen wie unoriginellen Thema - UNGRADE TAGE - auf den Weg schicken? Und dazu noch in dieser orthographisch willkürlichen Schreibweise?

Vielleicht, weil eben da, wo unsere Alltagsfähnisse ins Allgemeine der condition humaine gepreßt werden, der Übergang von „berichten“ zu „dichten“ angesiedelt ist? Wo es gelingt, durch neuen Blick mit ungewohnten Bildern, durch überraschende Anordnungen in fremden Rhythmen, das zu erreichen, was wir Kunst zu nennen wagen? Die immer erst zu entstehen vermag, wenn es gelingt, mit unserem Alltagskram auf die Metaebene einer besonderen Sprache zu gelangen, die uns wohl doch unterscheidet von jener, die der westafrikanische Flachland-Gorilla angeblich bald wird sprechen können?

Dem Menschen, diesem „nichtfestgestellten Tier“, wie Nietzsche befand, stehen da zahlreiche Methoden zur Verfügung. Die stark verfremdenden lassen uns fragen, wie so es sich in diesen Texten um „ungrade Tage“ handeln sollte, ja sie lassen uns, wenn wir die literarischen Kriterien eines gelungenen Textes anzulegen versuchen, bisweilen heftig zweifeln – trotz aller Einteilung, die sich zwanglos ergab.

Doch zwingen sie uns, den Texten nahe genug zu rücken, ihrem sprachlichen Code und den in ihnen bewahrten Erfahrungen ...

Wollen Sie sich darauf einlassen, um sie zu entschlüsseln, um sich anregen zu lassen, um sie – vielleicht - zu genießen?

Monika Lamers

Inhalt

Titelbild: Francisca Ricinski-Marienfeld, Fluchtwesen, Fotocollage

Impressum

Editorial

Seite

I. Abteilung

Vesna Lubina	im Übersiedelungsjahr	11
Raúl Zurita	himmelwärts (zweisprachig)	12
Manfrad Pricha	Wutentfahren (pro)	14
Francisca Ricinski	Das Puppenrequiem (Fotomontage)	15
Renate Voswinkel	Geboren, als ...	16
Ulrich Bergmann	Basilikum	18

II. Abteilung

eje winter	die komprimierte biographie	22
Boris Paskov	Die Post der Engel	24
eje winter	pinocchio macht sich eine seele (comic)	25
Salina Thomas	Kein Sein (pro)	31

III. Abteilung

Irina Potazkaja	gehäutet wird heute	33
Clemens Schittko	Jeder Tag ist ein Gedicht	34
Birgit Kreipe	Wo niemand schweigt	35
Jakob Steinfeld	zwischen vereinzelt...	36
Michael Mertes	Take five	37
Isa Breier	abschalten	38

IV. Abteilung

Barbara-Marie Mundt	ungrade tage	40
Rainer Maria Gassen	Reflexion 1 bis 3, Fotos	41
Rainer Maria Gassen	Liebeslied	44
Elke Engelhardt	Stillstand,	50
	Wonach man sucht	51
Thomas Josef Wehlim	Mobilmachung	52

V. Abteilung

Susanne Heembruck	Aquarell eines Nachmittags	54
Peter Friedrich	Ich und der Teufel	57
papi	fünf Grafiken	59
Ursula Koch	Ich bin meinem Vater begegnet	64

VI. Abteilung

Gerd Willée	Demosthenes II	66
Ivar Bahn	Drauf und dran	68
Niels Biewer	über Jahre (pro)	69
Uwe Schoor	ichstraße, Foto	70

VII. Abteilung

Helmut Schmelmer	Besondere Tage	73
	Wohnungswechsel	74
	Nichts in den Weg	75
Armin Steigenberger	Und dann steigen ...	76
Peter Ettl	Matala	77
Siegfried Mundt	Eis	78

VIII. Abteilung

Stefan Bayer	Siderische Winter	81
André Schinkel	Trompeterschwäne	82
Boris Paskov	der Tag ...	84
Wolfgang Christian Schneider	in der Farbe des Granatapfels	86
Micheal Hüttenberger	Wetterzeichen	87

IX. Abteilung

Jan Decker	Wanteln	89
Horst Saul	Gras	90
Ines Hagemeyer	Gegen ...	92
Elke Engelhardt	Wasserwesen	93

X. Abteilung

Ines Hagemeyer	Los/-los	95
----------------	----------	----

I.

Ungrade Tage – wie heimatlos: Verdächtig dann jedes erreichte Ufer,
jede Suche danach in der Vergangenheit, jegliche Heimat nur Utopie.

Vesna Lubina

im Übersiedelungsjahr

wie groß die Tiere
auf der anderen Seite sind:

trinken das Zuckerwasser der Melonen,
reiben sich am Geräteschuppen

Manches Gras stand dir bis zum Hals
Mit diesen Echsen Schulter an Schulter
sahen dir jedes Züngeln

wie in die Wiege gelegt
die verarmte Mütter vom Ufer stoßen
damit sie noch weit schwimmt

Raúl Zurita

Cielo abajo

*Entonces se abrió el mar frente a Chile.
Éxodo 14:22*

Sucedió un día después. Cortados a pique, los dos enormes paredones de agua se abrían rompiendo el horizonte y Padre nos dijo que ya estaba, que ahora podíamos marcharnos. El sol había comenzado a ocultarse y afuera se escuchaban los primeros gritos de victoria. Unas horas antes, por el este, los tanques habían terminado de acordonar el ensangrentado desierto chileno y al mirar el borde de la playa me di cuenta de que era efectivamente una liberación: el mar se había abierto y nuestra espera no había sido en vano. Hendiéndose en la rada, el largo tajo partía en dos el azul compacto del océano y al darme vuelta para abrazar a Padre vi primero sus mejillas surcadas de lágrimas y detrás la interminable planicie ocre del desierto, la planicie estéril y muerta que por fin abandonaríamos. Los gritos de júbilo inundaban el aire y al frente los dos acantilados de agua se abrían brillando. Padre me dijo que ya era hora de partir y juntando algunas cosas nos unimos a la multitud. Lejos, muy lejos, otros soles también se iban ocultando tras los horizontes de planetas desconocidos y era tan extraño haber estado en uno de ellos, haber sentido el latido profundo de un corazón dentro de ti, haber alcanzado a contemplar ese último atardecer.

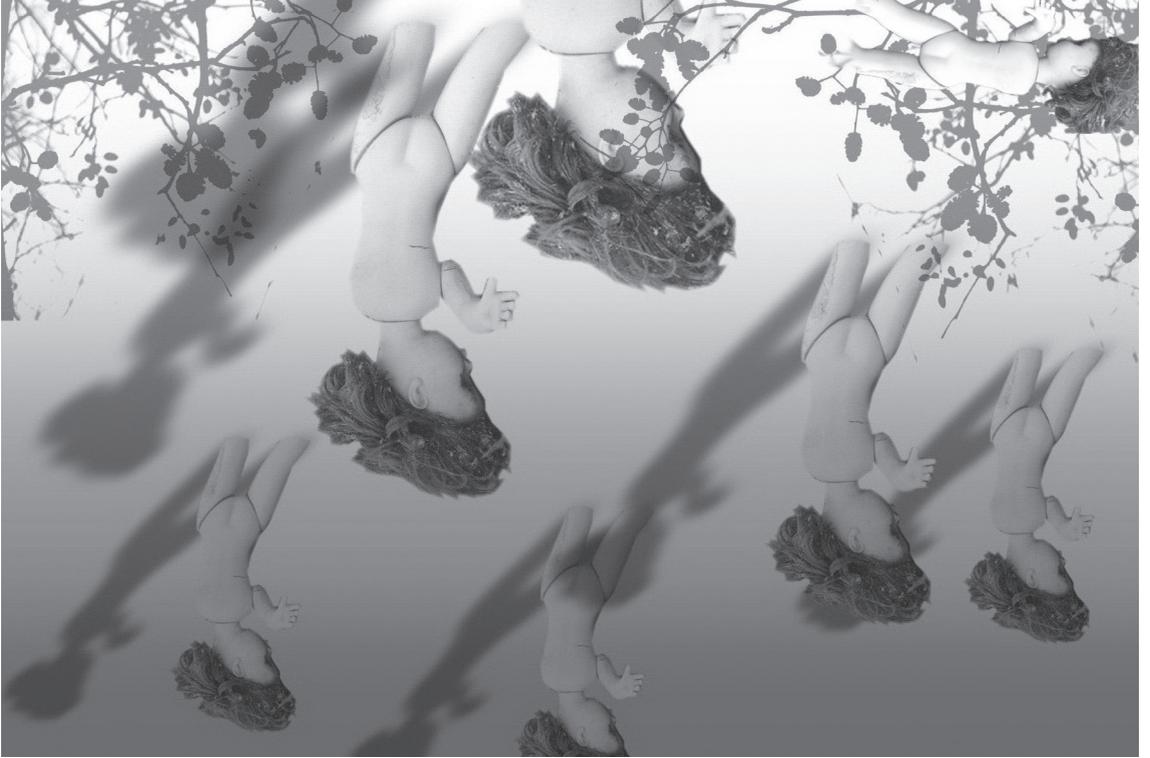
Raúl Zurita

himmelabwärts

*Und das Meer teilte sich vor der Küste Chiles.
Exodus 14:22*

Es geschah einen Tag danach. Senkrecht abfallend
öffneten sich die zwei riesengroßen Wände aus Wasser
den Horizont brechend, und Vater sagte uns, er sei
bereit,
jetzt könnten wir aufbrechen. Die Sonne hatte begonnen,
sich
zu verstecken, und draußen hörte man die ersten Siegeschreie.
Einige Stunden früher, im Osten, hatten die Panzer die
Umzingelung der blutgetränkten chilenischen Wüste beendet,
und als ich auf das Strandufer blickte, merkte ich, dass es sich
wahrhaftig um eine Befreiung handelte: das Meer hatte sich
geöffnet, und unser Warten war nicht umsonst gewesen.
Die Bucht durchfurchend entzweite der lange Schnitt
das dichte Blau des Ozeans, und als ich mich umdrehte,
um meinen Vater zu umarmen, sah ich zunächst seine
von Tränen durchfurchten Wangen und erst dahinter,
ockerfarben, die unendliche Ebene der Wüste, die
unfruchtbare leblose Ebene, die wir endlich verlassen
würden. Jubelschreie überschwemmten die Luft,
und vor uns die zwei Steilwände aus Wasser,
die sich glänzend teilten. Vater sagte mir,
es sei Zeit zu gehen, und einige Dinge sammelnd,
schlossen wir uns der Menge an. In weiter Ferne
versteckten sich auch andere Sonnen
hinter den Horizonten unbekannter Planeten,
und es war so merkwürdig gewesen, auf einem von diesen,
den tiefen Schlag eines Herzens in dir gespürt,
die letzte Abenddämmerung erblickt zu haben.

NB: der Tag bezieht sich auf den 11. 9. 1973
Übersetzung: Ines Hagemeyer



Manfred Pricha

Wutentfahren

Von 0 auf 180
in 10 Sekunden
mit 550 PS ausgerastet
Pulsschlag über normal
der Motor dröhnt
die Wut kocht hoch
Drehzahlmesser durchgebrannt
speed in den Adern
schießt übers Ziel hinaus
der Autopilot fliegt
bombig in Rage
an die Grenzen des Weltalls
blutung zerplatzt

Renate Voswinkel

Geboren, als die Blätter von den Bäumen fielen
Nebelkind
drei Wochen zu früh
im Bett des Großvaters
am Freitag, den 13.11.
im dritten Jahr des Krieges
gegen 13⁰⁰ Uhr
nachdem der dreijährige Bruder die Treppe hinunter fiel,
ein mageres Kriegskind
der Vater produzierte für die Rüstung
Schrauben für Granaten
löschte und rettete bei der Feuerwehr
diese schwieligen Hände
das magere Kind ...
lass doch, es ist noch so neu ...

Neugierig die Kleine
erste Schritte
Jammer, sie geht unter Schmerzen
lange
Die Mutter fährt sie
im Kinderwagen
Tieffliegersterne
am Himmel
Bunker
Vorlesen
Luftzug –
die Kerze erlischt

Im fünften Jahr
Das Bein wird geheilt
Es bleibt das hinkende Kind
Jeden Mittag Gipsschale
Lesen lernen alleine

Ungerades Kind
im Dorf
mit Selbstgesprächen
und Phantasiegasthaus
ein einziges Mal Engel mit Goldlitze
vor allen bis heute

Drei Cousinen
zwei laufen Schlittschuh
das Kind
lutscht die Eiszapfen
am Bach
wo die Winterprinzessin
den Fischen
Schlösser baut

Mit siebzehn im Korsett
ungerade Knochen
sagt der Arzt
machen eine ungerade Seele
die Liebe
zeichnet Schlangenlinien
rotgold

Ulrich Bergmann

Basilikum

Janus läuft allein durch eine große Gartenanlage unter einem schwarzblauen Himmel keine Sonne aber hell leuchten die Wege von weißgelber Erde der Garten ist ein übersichtliches Labyrinth überall wachsen die gleichen Pflanzen aus der Erde aus schwarzen Töpfen sie begrenzen die Wege er schaut über sie hinweg oder durch sie hindurch in die Weite der nach allen Seiten ins Unendliche sich erstreckenden Anlage

ich bin allein

der Raum glimmt ganz leicht die Stimmung ist ruhig ich höre nichts auch nicht meine Schritte auf dem festen Boden auch nicht im Kies der schmalen Seitenwege die alle rechtwinklig abzweigen und ein symmetrisches Gesamtmuster bilden

ich spüre Menschen in meiner Nähe aber ich sehe sie nicht in der Ferne gehen bunte Leute die ich ganz nah an mich heran zoomte dazwischen liegt ein gemauertes Quadrat so groß wie das Fundament der Cheopspyramide

das ihm bis zur Schulter reicht aber er sieht darüber hinweg als befände er sich einige Meter über dem Boden

bin ich doppelt ich sehe mich von oben wie ich durch die engen Pflanzenalleen gehe die zarten Pflanzen leuchten mit ihrem vollen Grün die Blätter sind viel zu groß aber ich sehe mich da oben nicht wenn ich unten bin ich fühle mich mal oben mal unten das verwirrt mich aber nicht ich bin manchmal oben und unten zur gleichen Zeit

was Janus erst bewusst wird als er den Garten längst verlassen hat

der fast schwarze Himmel ist weit oben ich kann durch sein tiefes Blau nicht schauen er schwebt er fällt noch nicht er ist so fest wie die Erde auf der ich gehe

auf einmal stehe ich unter ein paar Jungen und Mädchen die sich zu mir wenden ich sage nichts sie reden mich nicht an ich denke aber ich weiß nicht was ich fühle ich habe etwas vor aber es bleibt unbestimmt ich sehe mich gestikulieren wie immer beim Reden

was Janus sagt weiß er nicht er spricht in Sätzen

mein ganzes Leben ist die Inszenierung meines Sterbens ich stehe voll hinter mir das macht mich doppelt stark ich fahre manchmal zu schnell das stimmt aber ich bin sehr oft auch bei mir und reise in mir selbst

tempus fugit

gleich fängt die Stunde an ich fühle es es wird heller das Licht strömt aus unserer Mitte und vibriert es fließt oder schlägt Wellen von einem zum andern ich habe mich nicht vorbereitet mir fällt das Fach nicht ein gleich beginnt der Unterricht Dantons Tod ist es nicht Don Carlos auch nicht obwohl wir die Szene wo Carlos gegen seinen Vater aufbegehrt im Hof des Jesuitengymnasiums nachspielten da standen wir auch so herum

nun wird es dunkler umso heller scheinen alle Dinge die Schüler sind verschwunden der Himmel hat sich verwandelt er verlor sein letztes Blau jetzt ist er ganz schwarz so schwarz als wäre er gar nicht da wie das Nichts vielleicht ein Doppeltes es ist da und es ist nicht da da liegt Schrödingers Katze und schläft der Himmel macht die Augen auf und zu

Please would you tell me said Alice a little timidly for she was not quite sure whether it was good manners for her to speak first why the heaven grins like that it's a Cheshire-Cat said the Duchess and that's why

es ist über uns und es umschließt uns von oben wir stehen mittendrin aber wie soll das sein Frage und Antwort sind im Hinblick auf das Nichts gleicherweise in sich widersinnig ich bin nicht tot aber ich bin allein dachte Janus ich gehe auf der gleichen Erde auf weißgelbem Sand auf Kies auf rötlicher Tonerde

neben ihm geht ein kleines Kind *hallo* es fasst die grünen Blätter an die viel zu groß sind und reißt sie vom Basilikumbaum was tust du da *ich spiele* das ist kein Spiel *doch nein doch alles ist ein Spiel Spiele sind immer ernst sie sind genau*

als du dachtest du spielst war es dir genauso ernst wie später als du dachtest jetzt spiele ich nicht mehr jetzt ist es ernst aber der neue Ernst war wieder ein Spiel

plötzlich sind Körbe da sie stehen zwischen den Bäumen in der schwarzen Luft das ist ein Keller denkt Janus ein Riesengewölbe ohne Wände

ich habe die gleiche Sicht wie oben aber ich bin nicht mehr über oder unter mir sondern rechts neben mir das kleine Kind links neben mir der Vater *hallo* der ist doch schon lange tot jetzt bin ich bei ihm soll ich sagen jetzt ist er bei mir vielleicht aber wieso ist der Direktor *hallo* auch noch bei mir der lebt noch der ist keine Katze bin ich hier in diesem Keller gleichzeitig in der Gegenwart und in der Vergangenheit der Direktor sagt nichts er läuft neben mir her der Vater sagt auch nichts er läuft hinter mir oft ist er auch vor mir mit sich selbst beschäftigt und er pflückt Blätter über Blätter von den rotweiß blühenden Bäumen in diesem so barock geordneten Basilikumwald

was tut ihr da *wir pflücken wir pflücken* wozu *wir ordnen das Leben wer träumen will muss essen* warum *du bist dran*

nun fängt Janus selber an die Blätter zu pflücken die Lippenblüter unter dem Kreuz von Golgatha das Öl des Himmelfahrers

Janus füllt die Körbe zwischen den Bäumen in den schwarzen Töpfen mit dem Hirnkraut schwarz in schwarz stehen sie da es gibt unendlich viele solcher Körbe sie sind auf einmal da sie fallen aus dem Nichts

wir gehen und gehen durch das Schwarze

jetzt ist Janus ganz allein er sieht den kleinen Jungen gar nicht mehr der Vater ist weg er dreht sich nicht um der Direktor ist auch weg Janus pflückt und pflückt die Angst Jesaja er will die Blätter gegen das tödliche Gift des Basilisken mit den Feueraugen *die Angst offenbart das Nichts* im Garten Carpe diem *die Angst verschlägt uns das Wort* er pflückt und pflückt das Basilikum *als hafte er im täglichen Dahintreiben an diesem oder jenem Seienden als sei er an diesen oder jenen Bezirk des Seienden verloren so aufgesplittert erscheint der Alltag dass er in der Unheimlichkeit der Angst die leere Stille durch wahlloses Reden zu brechen sucht*

Janus schaut sich um das ist nur der Beweis für die Gegenwart des Nichts das ist der Triumph des Nichts wenigstens des Noch-nicht-Gewordenen des Seins das nie werden kann das aber werden will und im Andersgewordensein vielleicht aufscheint und Janus sieht nicht was er sehen will sich selbst nicht und nichts sonst was er nur ahnte und nicht benennen kann er sieht keinen Baum ohne Blätter und er wundert sich nicht über das Waldall

ihm wächst kaum hat er den vollen Korb mit Basilikum zwischen die schwarzen Töpfe in die schwarze Luft gestellt immer wieder ein neuer Korb aus der Hand

Die Nacht geht träume ich der Tag kommt ich träume wie er mein rechtes Auge schmerzlos herausschält vielleicht ein Auge zuviel

ich denke mir wie ich mit dem linken schaue was ich mit dem rechten nicht sehe und fühle mich blind obwohl ich sehe obwohl ich sehe bin ich blind sind meine Bilder wenn die Nacht kommt blind

II.

Wem es gelingt, an ungraden Tagen umzuschalten auf Hoffnung,
obgleich der Weg vor ihm unbekannt bleibt,
dem eröffnen sich oft unvermutete Horizonte.

eje winter

die komprimierte biographie

aufgewachsen bin ich ohne eltern und ohne schuhe das dorf klein und häßlich mit 11 jahren weggelaufen ohne schuhe nein mit schuhen die waren aber zu klein so sind meine füße verkrüppelt die soldaten-schuhe waren auch zu klein ich wollte in die stadt laufen dort fand meine kommunion statt ich wußte den weg nicht war ihn nur einmal gegangen wie gesagt ohne schuhe zur kommunion ich bin dort angekommen und habe dort beim metzger gelernt ich kann gut kochen habe das auch immer getan aber jetzt esse ich draußen seit meine hände verkrüppelt sind sehen Sie hier die knoten an den fingern da irgendwelche entzündungen jetzt esse ich im restaurant und blicke auf den marktplatz und beobachte die menschen und gäste Sie müssen es ja bemerkt haben ich habe den zweiten stuhl am tisch weggerückt damit Sie aufstehen können ja ich habe es bemerkt daß Sie platz zum aufstehen brauchen ja mir hat auch jemand in prag geholfen im krieg ich war verschüttet mehrere male mir hat immer jemand geholfen deswegen helfe ich auch Sie beide haben sich so schön unterhalten Sie sind begnadet sie können miteinander sprechen sehen Sie ich habe das wahrgenommen und kommunikation ist das wichtige Sie können es und ich sitze hier und beobachte die menschen wissen Sie wieso ich in bonn bin ich wohnte in düsseldorf und stieg einmal in bonn aus ich kam von niederbreisig ich kam von der therme Sie kennen sie nicht wahr und ich verliebte mich in das rathaus hier Sie sehen sie ja selbst diese schöne fassade und in den marktplatz habe ich mich verliebt diese tomaten und diese äpfel überhaupt auch die bananen und ich fuhr nach düsseldorf und sagte zu meiner frau ich ziehe nach bonn wir haben uns ja sowieso nichts mehr zu sagen ich ziehe aus und gehe nach bonn die frau war nicht gut ich lebte schon zehn jahre mit ihr zusammen ich habe immer gekocht wir

verstanden uns nicht die frauen sind nichts für mich mit meinen verkrüppelten füßen ich habe hier in bonn eine zweite frau gehabt aber ich war in der lage selber zu kochen nur jetzt nicht mehr Sie sehen ja die knoten an meinen händen vom restaurant aus kann ich alles sehen und wie die menschen miteinander sprechen aber so wie Sie miteinander sprechen das ist selten die frauen sind nichts für mich aber sie können miteinander sprechen das können die männer nicht ich habe immer aufgepaßt aber die männer sind brutal sie können nicht miteinander sprechen das liegt vielleicht an der metzgerzunft aber nun sind ja nicht alle metzger geworden das wäre ja schrecklich aber Sie wissen ja selber daß nicht alle männer metzger sind ich habe gern gekocht aber die zweite frau hat sich gelangweilt und ich liebe dieses rathaus und bitte entschuldigen Sie daß ich Ihre zeit so lange in anspruch genommen habe ich bin nämlich sehr selbständig ich bin ja schon mit elf jahren fortgelaufen und der weg war mir eigentlich nicht bekannt

Boris Paskov

Die Post der Engel

ich weiß nicht, wo das postamt der engel ist
und trage deshalb seit langem diesen brief
mit mir.
die Zeit
 versuchte
 seit langem
mein gedächtnis zu bestehlen,
bevor ich ihn abgeschickt habe,
weil jedes wort
das getriebe in den rückwärtsgang zwingt.
dann,
einen tropfen nach dem anderen gesammelt,
das blut des vergangenenen,
farblos und schal wie das wasser in Kana,
verwandelt sich in hochzeitswein.
dann,
als ob Christus herabgestiegen,
füllen auferstandene die häuser
und die Welt wie der auferweckte Lazarus
glücklich ist ohne ende.
dann
ist der brief ein palmwedel oder weidenzweig,
meine vorbereitung auf den Retter.

jetzt ist er eine müde bitte
an die verspäteten boten.

eje winter

pinocchio macht sich eine seele¹
ein dreiseitencomic auf sechsen



¹ technische realisierung: gerd willée



erschaffen habe ich dich nun, meine seele, und sichtbar gemacht.



soll ich dich gott schauen lassen, auf meinen vier flügeln zu ihm brinaen?

nein, ich schuf dich, weil ich mensch werden will, will nicht mehr vom verstand hervor-gebrachte erscheinung sein.



du bist schon mensch, hättest mich sonst nicht produkt werden lassen.





dann fehlte mir demnach
bewußtsein, bin also ein
ich, unabhängig vom
hölzernen zustand, und
im frieden mit mir und
der welt? soll mich für
das gute entscheiden und
schließlich unsterblich-
keit erlangen?



nein, du lernst zu philosophieren,
verläßt die grenzen deiner
existenz, und dann schwebst du.



mir
wird
schwin-
delig.

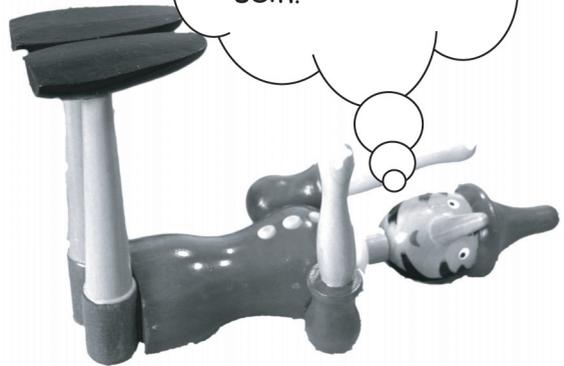
nein, du denkst dich nur unsterblich, dann erkennst du den tod, vielleicht gott, du reflektierst und weißt dich endlich.



den widerstreit der ideen erfassen - nennt man das schweben?



ja, nur im schweben bist du frei, kannst wahrer mensch sein.





schwebt' ich
so, wär ich an
keinem
geistesort
daheim.



genau das
solltest du
ertragen,
außer die
schützende
unfreiheit
zögerst du
vor..

ja, das will ich und will
dich, seele, vergessen,
denn geschaffen bist du
ja nun.



Salina Thomas

Kein Sein

Gerade Tage in einer glatten Welt, keine Falten, weder Irrungen noch Wirrungen, alles klar. Keine Erklärungen, keine Fragen – funktionieren im Raster. Eine Nummer im dritten Kästchen von links, Mitte der Seite. Ordentlich gezeichnet, keine Abweichungen von der Norm, keine Häkchen oder Ösen, eine Zahl, gerade und klar – berechenbar. Keine besonderen Vorkommnisse!

Viele Keins ergeben Perfektion, oder? Wie wird Kein zum Sein? Wer tanzt aus der Reihe? Wohin führen Schlangenlinien? Wo kreuzt System Kreativität? Schnittmenge null oder unendlich?

Wer traut sich? Hüpf mit einem Bein nebens Kreidekästchen?
Peter Pan und Pippi Langstrumpf?

Ups.

Erwartung schwängert die Luft. Wird die Welt explodieren? Die Gesellschaft expandieren oder boykottieren? Katastrophe oder Wunder?

Ein Sein entwickelt sich, Tentakel aus Schwarz-Weiß nach Bunt wuchernd.
Kreation oder Kretin? Schillernde Facetten oder Monstrosität?

Wo ist Platz für ein Sein? Existenz außerhalb von Regeln, Freiheit jenseits der Kästchen? Ausreißer werden gelyncht, Nichtbeachtung oder Rufmord.

Individuum mit Ecken und Kanten? Was soll das sein? Ein Sein?

Im Bett bleiben, wenn einem danach ist. Das Herz entscheiden lassen, anstatt zu funktionieren. Auch ungerade Tage feiern, weil sie so besonders sind. Geschenk der Götter an den Menschen. Alles Ungerade öffnet neue Wege, bietet Perspektive aus nichtssagender Glätte. Spontan entscheiden! Was, wann und wie. Leben ist nicht geradeaus! Gleich hinter dieser Ecke, könnte die nächste Bescherung warten! Zwischen eins und zwei liegt 13. Warum nicht? Welt voll Wunder!

Wer macht Regeln? Wer befolgt sie? Und was geschieht, wenn keiner mehr mitmacht?

III.

Was tun an ungraden Tagen, um ihnen nicht zur Beute zu werden?
Bewusst die Wörter, die uns blieben, abklopfen, um Texte daraus zu formen,
die das Ich retten, vielleicht gar stillen.

Irina Patozkaja

gehäutet wird heute!
die haut wird verbrannt,
aus der asche
(gemischt mit tränen)
entsteht ein gedicht.
sein gewicht
gleicht
den unzähligen Ich
in mir drinnen,
die ich be-STIMME,
die ich mit wörtern stille.

Clemens Schittko

Jeder Tag ist ein Gedicht,
das in den Nächten sich mir einschreibt
als Traum, der leuchtend keine Nacht
mehr Nacht sein lässt, bloß Schatten,
ein aus dem Körper geworfener Text
und alles Licht ist Papier.

Birgit Kreipe

wo niemand schweigt

verlangen, das totgeschwiegene
bis die blätter fallen
aufzuschreiben, kalender der
vergessenen räume, sie nacheinander
aufzugeben, und dann,
zwischen dschungeln aus nackten zaubernüssen
und fernen gewohnten schloten zu fliehn
meinetwegen mit einem satz

Jakob Steinfeld

zwischen vereinzelt

zwischen vereinzelt hochstrebenden eichen im

fels unter dem krächzen des

vielleicht einsamen raben harrend

im dämmer des tages

auf worte und vergeblich vielleicht heute

Michael Mertes

Take Five

Lob auf die Asymmetrie des jambischen Pentameters,
geschrieben in der Form eines Shakespeare-Sonetts.

Nimm fünf Akzente: Das reicht allemal,
ein Universum in den Vers zu bannen.
Die sechste Hebung sei nur zweite Wahl,
denn Symmetrie kann manchen Vers entmannen.
Nichts gegen den Alexandriner, nein!
Er ist das Maß perfekter Harmonie.
Doch allzu bräsig wirkt oft sein Design,
zu wohlortiert, um die Asymmetrie
des Lebens überzeugend einzufangen;
zu gravitatisch und zu kontrolliert,
um in das Herz des Chaos zu gelangen,
wo Zufall einen schrägen Takt diktiert.

Take five: Mal eins plus vier, mal zwei plus drei –
vergiss den Kosmos! Hoch die Hexerei!

Isa Breier

abschalten

du führst mich

durch fliederbüsche

hinunter auf: flure, folien, glocken

im alleinanschlag geläutert, hochgekremfelt

wird weite welt zu engen

folgen aus feldern und veilchen und

ununterbrochen brennt bloß eine sonne

gegen stroh, hinter den stirnen

fängt etwas feuer, fasst sich

kurz, kürzer

IV.

Weil das Ende als besiegelt gilt, darf man die Contenance aufgeben,
sich der Resignation des Immerweiter überlassen
und seine uralten Lieder singen.
Denn ungrade Tage machen Lust auf Klage.

Barbara-Marie Mundt

gerade ungerade tage
sind
diese nicht weichgespülten
an denen die luft nach winter riecht
und der wind hinter den hausecken hockt
selbst hier
und die katzen krallen zeigen
tage
die tage gewesen wären vordem
leer heute
– eben ungerade







Rainer Maria Gassen

Liebeslied

(in der Manier der Ebathilez Trebart Winngrob)
für Haden Young

I

Beginnend
stritt ich mich mit Deinen
Brotkünsten. Wie verlief die Naht;
die Notwasserung nach dem Bruch;
gesehene Signale erloschen im Wellental –
besonnener war mein Abschied erträumt.
Bat ich Dich je dringender um Dein Wort,
ermutigt war ich selten weniger;
fror ich schon in Deiner bleichen Kälte,
wie bezichtigte ich mich meiner Trägheit.
Gegen Dein verhangenes Verraten
belohnte sich mein Lieben – der Fall
in immer wieder Wagen – ich fiel
nachtwärts im Flehen nach Deinem Mund.
Sah ich Dich nicht mehr, verlor ich mein
geeintes Mutgesicht. Deine Lichter -
gesunken und nicht mehr entfacht -
Fragensockel - nach dem Feuerfluch
benannte ich mich – Dich allein
von unserer stummen Wortgewalt.

II

Frachtschuld

breitgefächertes Intelligentsein -
woher die Legitimation und wie etwa
pfeilschnell antworten. Du warst wund.
Vereiste Schulhäuser zum Tauen bringen;
Winden die Herkunftsrichtung uneingekreist
glauben; wie konnte ich Dir raten, sture
Sinnbilder in der eigenen Starre zu belassen:
Madiges Fallobst lesen und Sklave
sein; ließ ich Dich an Deinem Pult verwaist
nach innen Ausschau halten, und rauh
fühllos wurdest Du. Erteiltest Du den Schlag.
Blutig lag ich vor Dir in den Gassen;
sandig meine Augen für Dein Bild entschärft;
bedachte ich den alten Einklang in den Versen,
hudelte Dein Lob – Du fingst mich ein.
Froh verspielte Chancen, heftiger gestellte
Nachfragen; Deine Euphorie im Endlossturz
schien mir immer nur zwischen Aufschüben
Bedenkzeit zu erstreiten für den Schritt in Deine
Stegreifnacht. War Dein Freitod Dir nie
feindlicher als in den langen Stunden,
wenn die Zeit Dich in ihr Stillsteh'n einband.
Fiel Dir schon in Dein Wort, wenn noch kein
Verlangen nach mir rief – gefällt
beeindruckte Dich mein durchlöcherter Ich-Zelt -
weinerlich bedauert obendrein im Auftrag.
Begegnen in der Tötungsabsicht; unter Wert
einhandeln, hingen wir kraftlos am Gifftropf
im Eintauchen in Deinen Tod aus Hilfe
von meiner Hand. Ohne Deine Obhut,
in venerische Tage entlassen, wie war
vielgestaltig Dein Freibrief: an mir Mord;
Mord an Dir in ein sterbendes Versinken.

Bestehe ich erst Deine Prüfung – meine Sünde
getarnt als Treibeis an Deinem Strand -
flehe ich nicht länger um mein Heilen.
Schufst Du mit mir, die ihre Taufe
nie erlebte, waren unsere Hoffnungen
friedvoll ausgeliefert an unserer Träume Ehrlichkeit.

III

Nächte

umhellte; waren sie Wohltat Deiner Frauen
von der Insel, und aus anderer Zeit
weinte Dein Auge allein? Schenkte ich Gnade,
wie ich sie von Dir empfang; Begeisterung
gesehene und mit Händen gefasste Einheit -
großartiger empfunden im wachen Schneeauge.
Begehrten wir die eine Frau, gebannt -
Frauenkraut, dem nichts gewachsen oder nur
hin und wieder vom schmalen Gesicht erobert;
bezeichnen wollte ich Dich nicht. Geschöpf
bewundertes aus einer anderen Gunst
heimlich in den Blick gerückt – verführt,
wie unsere Worte immer hilfloser
fieberten und doch schließlich nur fade
geschmeckt haben, salzlos und ungeklärt.
Gefiederte Tage auf den trinkfesten Festen
früh eingeladen war mein panegyrischer Vers,
nur Fron und andere Dienste gereicht
vorerst den Stunden im kleinen Empören.
Glauben wollte ich Dir den steilen Fall -
stimmlos war Dein Beteuern – ohne
hinfällig zu sein und aufhaltbar doch immer
viel mehr zu erreichen als mir zustand.
Mir stand zu, mich in meinem Fallen Dir
ermunternd mitzuteilen; wollte ich Dich sehen,

beabsichtigte ich nur Deine Schwüre.
Vereiteln wollte ich nicht; verneinen
'nein' sagen nicht – war Deine Maske beliebt
kragenlos, gewagt um Kopf und Kragen –
weder solltest Du den Mut zu Deinem Beruf
erinnerlich machen. Ging es nicht um Lust,
Tiefe zu ereignen, ängstigte uns Dein Suchen.
Betraten wir uns gegenseitig in der Senke
sprachlos zunächst – bliebst Du ohne List
stoisch Dein Ruhen in meinen Gesichtern
beseelt. Es war zu schwer, der scharfen Schneide
Hitze zu ertragen – konntest Du den Zuschlag
heftiger nicht Deiner Milde geben? Verspielt
gelenkig Dein zu elegantes Spiegelbild -
trugverdächtig war es Dir doch nie. Ein Vertrag
nach Deinem narzisstischen Geschmack – unbelebt
scheinheilig am Ende schon in die Wiege gelegt.
Bat ich Dich – Elizabeth – wie warst Du Sonne,
Fühlhaus und Ruhezone; und Dir dennoch nie genug
im arglosen Anbeten Deines Gegenübers.
Bedeuteten wolltest Du Dir über Deinen Kopf
freier sich hinwegsetzende Liebe – wusstest
Du noch lange nicht, wer Dich erträumt;
begingen wir auch noch die alten Fehler auf
mein und Deine Kosten angsterträgt.

IV

Gebundene
Beteuerungen kurz vor dem Aufprallen
in seinen Tiefen – notversetzt -
ertragen nur, weil halbherzig gerettete
Frevel unsere Euphorien erstarren ließen.
Wehleidig warst Du nie, und Du hattest

Bußfertigkeit selbst für mich, wie wenn
Untiefen sich unangekündigt ließen. Trockentau,
andächtig sortierte Wünsche hielten uns wach, und fast
grundschemmig erhielt sich mir Dein Augenblau,
gradliniger: ein Silberstreif für Abende,
kommende Strapazen, improvisierte und
theatralische Wundversorgungen.

Handeltest Du noch auf dem kleinsten Raum; blinde
Bedrängnisse aus meinen Ängsten für das
kleinliche Abwarten – ich musste wissen, welche
fade Blässe in Deine Worte dringen konnte, welche
trostlose Verstümmelung. Blist Du dennoch
Dichter – auf dem Weg in die Gesundheit
scheuen Sprechens. War noch keine Summe
unverbracht, waren es sich ankündigende
Liebesdienste, das Weinen blieb noch unerkant.

Wir hatten die Zeit des Fallens ohnmächtig zur
bildlosen Überstürzung werden lassen, Unmacht;
Staunen in stupider Verwunderung und doch
unsinnig nicht gänzlich – blieb ich naiv
besessen. Ausgeliefert und Deiner Gnade
anerbten, kleine Schritte wählen auf ein fernes Licht
hinzielen – wollte ich nur immer Dich
bedenkenloser anheimgefallen und mir
Stallgefährte und an mich gefesselter.

Erblickte ich Dich wieder in Deinem Erbe
bei Deiner Wortverdrießlichkeit, in Deinen
besonnteren Launen: reichtest Du mir Dein
getanes Versprechen von dem Du Dir ein Bild
erdenken wolltest. Sonnenwellen in unser Grab -
fruchtverschlagen war das Warten in uns reif.
Spielten wir schon lange nicht mehr; jede weitere
Bemutterung Deiner alten Sucht – Du Scheusal -
gemindert selbst: Dein Fall in endlose Fallträume.

Freifahrt

In reimlose Geschichten
Benommen noch und
flurbereinigt noch nicht; in
Verszeiten an Dich angelehnt; an
anvertraute Bildinhalte: so stehst Du im Wort,
wie hoffe ich auf Dich, wie überfällig Dein Gedicht
mir aus den Augen spricht. Komm' mir bitte nach.
Nimm mich mit in die Metapern, in
Deine Abenteuer, leg' Dich mir in meine Arme;
rate mir, in Deinem Wort zu seh'n -
betroffen erst und dann erschüttert – ich
breite vor Dir aus, was Dir in mir
belächelnswert erscheint. Strecke Deinen
bittersanften Tag und schenke Dir das halbe
Erbetene; eine Leiter will ich bauen.
Steile Wände trotzen Dir
makellos aus reinem Fels;
in atemlos gelebte
Bindungen: in Deine Hand.

Elke Engelhardt

Stillstand

Es ist dieses seltsame aus der Zeit fallen
Als gäbe es nur die Tage vor oder nach diesem einen Gedicht
Diesem Brief diesem Satz
Alles steht still
Die Gedanken stehen still
Die Sätze schweigen sich aus
Selbst die Gefühle halten still
Du schneidest mit dem Messer durch das Brötchen
Rutschst ab und triffst das Fleisch zwischen Daumen und Zeigefinger
Eine rote Spur entspringt
Aber nichts bewegt sich
Der Schmerz steht still
Das Telefon steht still
Selbst deine Vorstellung steht still
Nur dieses Standbild
Du in der Küche das Messer in der Hand
Allein
Keine Kraft mehr dir Fragen zu stellen
Geschweige denn Antworten zu finden
Versuchst du dich einzurichten in genau dieser Unbestimmtheit
Dem Fließen der Zeit das durch den Stillstand fährt
Wie das Messer in deine Hand

Elke Engelhardt

Wonach man sucht

Kann sein, dass es nur Worte waren,
die uns ans Ufer spülten
mitten unter die schlaflosen Pfützen,
die vorlauten Sterne mit Mützen auf jeder ihrer Spitzen
Wir sahen uns nicht an
Rücken an Rücken durchschritten wir die Nacht
Auf der Suche nach einem Ort
An dem die Worte wählen wie sie klingen
Die Sätze beweisen, wozu sie fähig sind

Wir sind weit davon entfernt so etwas
Wie Gleichgewicht zu finden
Oder den Tag von dem wir Jahre später sagen können
Er war groß
Einer geht los, um das Salz in der Suppe zu kaufen
Immer der gleiche Eröffnungszug
Die Münder laufen über
Leere Worte fließen über die Ränder
Die ein Leben behüten
Während die andere Seite
Glänzend polierte Gedanken ins Feld schickt

Thomas Josef Wehlim

Mobilmachung

Einmal jedoch
wirst du
hinaus müssen
müde und
jung noch
ein schlechter
Lügner dazu.

Die vernagelten Fenster
wird Marschmusik eindrücken
das Kind
auf dem rauchigen Dachboden
deine Siebenmeilenstiefel
erspähn.

Gauklerhände
werden dir
den Mantel anpassen
das Zauberlied hauchen
zur Tür dann
wirst du
hinaus fegen
den wärmenden Schnaps
lange noch spüren
in deinem
durchschossenen
Schrei.

V.

Und dann die Erinnerungen, üble wie gute,
die uns heim-suchen an ungeraden Tagen...

Simone Heembrock

Aquarell eines Nachmittags

Die Versenkung

Die Mutter streichelt über ihren Bauch, kühlt die Schläfe am Fensterkreuz, richtet den Blick auf den blühenden Flieder.

Das Papier

Das Kind sperrt das Gartentor einen Spaltbreit auf. Gerade so weit, dass es sich durchzwängen kann. Schreitet unter dem Rosenbogen hindurch, setzt einen Fuß vor den anderen. Fersen und Zehen berühren einander nicht. Vor ihm hüpfte ein Vogel. Tschilpt. Flattert. Ein Flügel schleift auf den Steinplatten. Kix, Kix, jauchzt das Kind. Klatscht in die Hände. Die Mutter tadelt, lass die Amsel in Ruhe.

Sie fangen den Vogel mit einem Tuch, tragen ihn ins Haus.

Pass gut auf. Das ist eine Amselmutter. Ich hole einen Käfig vom Dachboden.

Das Kind legt seine Hand auf die Brust des Vogels und spürt das pochende Herz. Brauchst keine Angst haben, ich bin bei Dir.

Der Schwamm

Nicht anfassen. Die Mutter reibt das Gesicht, die Hände, die Arme des Kindes mit einem Waschlappen ab. Hat der Vogel Hunger? Die Mutter schüttelt den Kopf und wendet sich ab.

Der Vogel mag die Kekse nicht. Die Mutter zuckt mit den Schultern. Sei nicht bockig.

Der Pinsel

Der Vogel hat Hunger! Das Kind stampft auf. Die Mutter schlägt das Kind auf die Wange. Ich habe dich gewarnt. Sie schluchzt.

Ich heul nicht, flüstert das Kind und streichelt die Amsel mit einem Finger.

Die Farbpigmente

Die Mutter und das Kind betreten ein Geschäft und kaufen lebende Mehlwürmer. Auf dem Rückweg stolpert das Kind, fällt auf die Knie. Es weint.

Hör auf damit. Kein Blut zu sehen. Das Kind schlägt um sich. Die Mutter zerrt es weiter.

Daheim liegt die Amsel auf dem Boden des Käfigs. Mit einem Taschentuch nimmt die Mutter den Vogel aus dem Käfig und legt ihn in einen Karton.

Die Amsel schläft. Die Mutter streicht dem Kind übers Haar. Die Amsel träumt. Warum. Ich weiß es. Das Kind lächelt.

Das Wasserglas

Die Amsel träumt, wiederholt das Kind und deckt den Vogel mit einem Farnblatt zu. Die Würmer mit rein. Nein. Doch. Nein. Mit rein. Wenn die Amsel aufwacht. Beide graben neben dem Fliederbusch ein Loch. Die Mutter summt die Melodie, wenn ich ein Vöglein wär. Das Kind legt den Karton in das Loch.

Der Rahmen

Die Mutter schüttet die Erde wieder auf, greift nach zwei Ästen. Will kein Kreuz, wie mein Bruder. Die Mutter bricht einen Fliederzweig ab und geht ins Haus.

Das Kind setzt einen Fuß vor den anderen. Fersen und Zehen berühren einander.

Peter Friedrich

Ich und der Teufel

Einmal kam nachts der Teufel zu mir. Ich war aufgewacht, weil ich ein grässliches Heulen gehört hatte. Als ich an den beiden Hörnern auf seinem Kopf erkannte, dass es der Teufel war, bekam ich einen ganz schönen Schreck. Hatte ich doch am Sonntag zuvor drei Bonbons aus dem Küchenschrank gemopst, als Mama und Papa noch schliefen.

Jetzt will der Teufel mich in die Hölle bringen, dachte ich.

Stocksteif lag ich unter meiner Decke und starrte ihn an. Durch die geschlossene Tür war er gekommen und ging langsam auf mein Bett zu. Trotz meiner Angst fiel mir auf, dass er für einen Teufel eine ziemlich jämmerliche Figur machte.

Er schniefte ständig mit der Nase und hatte rote, geschwollene Augen. Er ging schwerfällig mit vorgebeugtem Oberkörper und schlapp herabhängenden Armen. Seinen Pferdefuß zog er mühsam über den Boden wie ein steifes Bein. Auch der Schwanz schleifte einfach über den Boden, als gehöre er nicht zu seinem Körper, sondern sei ein lebloses Stück Seil.

Als er vor meinem Bett stand, fiel er schwer auf seine Knie und schluchzte herzerweichend:

„Bitte! Bitte! Du musst mir helfen.“

Verwundert richtete ich mich in meinem Bett auf.

„Was hast du denn für ein Problem?“, fragte ich ihn mit zittriger Stimme.

Er fing wieder an zu heulen. Noch nie hatte ich einen Menschen so heulen gesehen.

„Ich bin ein Versager“, kam es stockend aus seinem Mund.

„Zum ersten Mal seit Anbeginn aller Zeiten schaffe ich es nicht, meine täglichen Pflichten zu erfüllen.“

„Was hat denn der Teufel für Pflichten?“, fragte ich verblüfft.

Der Teufel erklärte mir, dass es seine Aufgabe sei, die Menschen zu bösen Taten zu verführen. So sei es eingerichtet in der Welt.

„Und wo ist das Problem?“, fragte ich. „Die Menschen zu bösen Taten zu verführen, wird ja nicht so schwierig sein.“

„Dachte ich bisher auch. War bisher auch so. Meine Arbeit machte mir Spaß und war immer schnell erledigt. Aber heute ...“

Weiter konnte er nicht reden, da ein erneuter Weinkampf seinen ganzen Körper schüttelte.

„Na, na, na“, sagte ich und tätschelte seine Schulter. „Was ist denn heute so Schlimmes passiert?“

„Heute hat keiner ... Heute sind alle Menschen einfach nur gut. Keiner war bereit, etwas Böses zu tun.“

Mir war gar nicht aufgefallen, dass die Leute an diesem Tag besser als an den Tagen zuvor gewesen waren. Aber der Teufel muss es ja wissen, sagte ich mir.

„Jeden Tag“, fuhr er fort, „muss ich mindestens einen Menschen zu einer bösen Tat verführen. Mindestens einen.“

„Einer genügt?“, fragte ich verwundert. Mir kam das äußerst wenig vor.

„Ja, einer. Eigentlich lächerlich.“

Er setzte sich auf die Bettkante und wischte sich die Rotznase an seinem schwarzen Umhang ab.

„Wie üblich fing ich schon vor Sonnenaufgang um vier Uhr an. Wer da bereits auf den Beinen ist, der ist in der Regel müde und schlecht gelaunt. Busfahrer und Krankenschwestern auf Nachtschicht sind dann eine leichte Beute. Einem jungen Burschen, der jeden Morgen mit dem Bus zur Fabrik fährt, stellte ich ein Bein, so dass er in eine große Pfütze fiel. Von oben bis unten verdreckt war er, doch ihm blieb nichts anderes übrig, als so in den Bus einzusteigen. Aber was hat der Busfahrer gemacht? Anstatt ihn anzuschmauzen, dass er sich nur ja nicht in seine sauberen Sitze setzen solle, fragte er ihn, ob er sich nicht verletzt habe. Selbst als der Bursche seine Monatskarte für den Bus nicht vorzeigen konnte – die hatte ich ihm stibitzt – blieb der Fahrer freundlich. ‚Ich kenn’ Sie ja‘, sagte er und lächelte den Burschen an. – Lächelte ihn einfach an!“

„Das ist wirklich ungewöhnlich“, sagte ich.

„Nach dem Frühstück“, setzte er seine Schilderung fort, „bin ich dann gründlicher zu Werke gegangen. Ich ließ einen besoffenen Penner hinter einem piekfeinen Schnösel hergehen. Dem hatte ich vorher seine Geldbörse soweit aus der Hosentasche gezogen, dass der Penner nur noch zugreifen musste. Aber der interessierte sich überhaupt nicht für das Geld. Ich machte es ihm noch leichter und ließ die Geldbörse aus der Tasche fallen. Er hätte sich nur bücken müssen. Na ja, das hat er auch getan. Aber bloß, um dann dem Mann hinterher zu laufen und ihm die Geldbörse zu geben. Da hab’ ich gemerkt, dass irgendwas nicht stimmt heute.“

Der Teufel schüttelte den gesenkten Kopf. Seine Lippen zitterten und dicke Tränen rannen aufs Neue aus seinen geröteten Augen. Als er die Tränen mit der Hand wegzuwischen versuchte, gab ich ihm ein Taschentuch.

„Danke“, schluchzte er.

„Muss ein ganz schöner Schlag für dich gewesen sein“, sagte ich und legte ihm meine Bettdecke über die Schultern.

„Ja. Und dann folgte Niederlage auf Niederlage. Dabei hab' ich gerackert wie ein Wilder. Mein ganzes Register gezogen. Hab' Eifersucht, Neid, Hass und Zwietracht gesät, wo ich nur konnte. Doch nirgends ging die Saat auf. Unzähligen hab' ich ins Ohr geflüstert. Hab' ihnen Reichtum, Macht, Allwissenheit versprochen. Aber keiner zeigte Interesse. Keiner! Es ist ein Jammer mit der Menschheit. Und in fünf Minuten ist Mitternacht. Dann bin ich erledigt. Diese Schande!“

Völlig erschöpft und kraftlos sank der Teufel auf mein Bett nieder. Seine Augen waren noch geöffnet, aber ich weiß nicht, ob er noch bei Bewusstsein war.

Ich hob seine Beine auf das Bett und deckte ihn zu.

Ich stand auf. Mir blieb kaum noch Zeit. Ich flitzte in den Hobbyraum meines Vaters und holte mir einen schweren Hammer. Damit ging ich ins Wohnzimmer und zerschlug ohne zu zögern die große chinesische Vase, von der ich wusste, dass sie ein Vermögen gekostet hatte. Gerade noch rechtzeitig. Kaum herrschte nach dem Krachen und Klirren der Scherben wieder Stille, da hörte ich in der Ferne die Kirchturmuhr schlagen.

Warum ich ausgerechnet die teure chinesische Vase zerschlug und nicht eine etwas billigere? Nun, ich hatte Angst, das würde nicht ausreichend sein für den Teufel. Nicht an diesem Tag.

Zehn Sekunden später standen meine Eltern in der Wohnzimmertür und starrten mich fassungslos an. Sie schrieten natürlich herum und wollten wissen, warum ich das getan hatte.

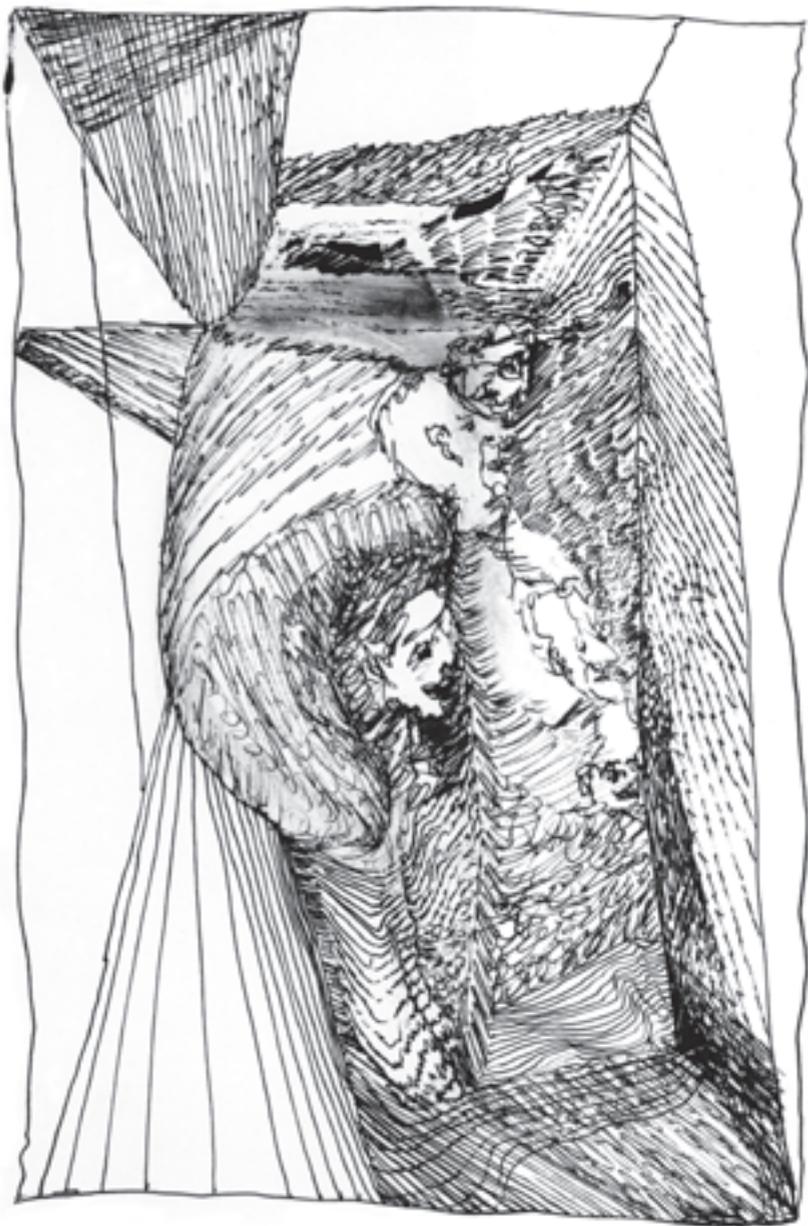
Ich habe nichts gesagt. Auch in den nächsten Tagen habe ich alle Strafpredigten stumm über mich ergehen lassen. Sie sind wegen dieser Geschichte mit mir sogar zu einem Psychologen gegangen. Sie sagten, weil sie sich Sorgen um mich machen.

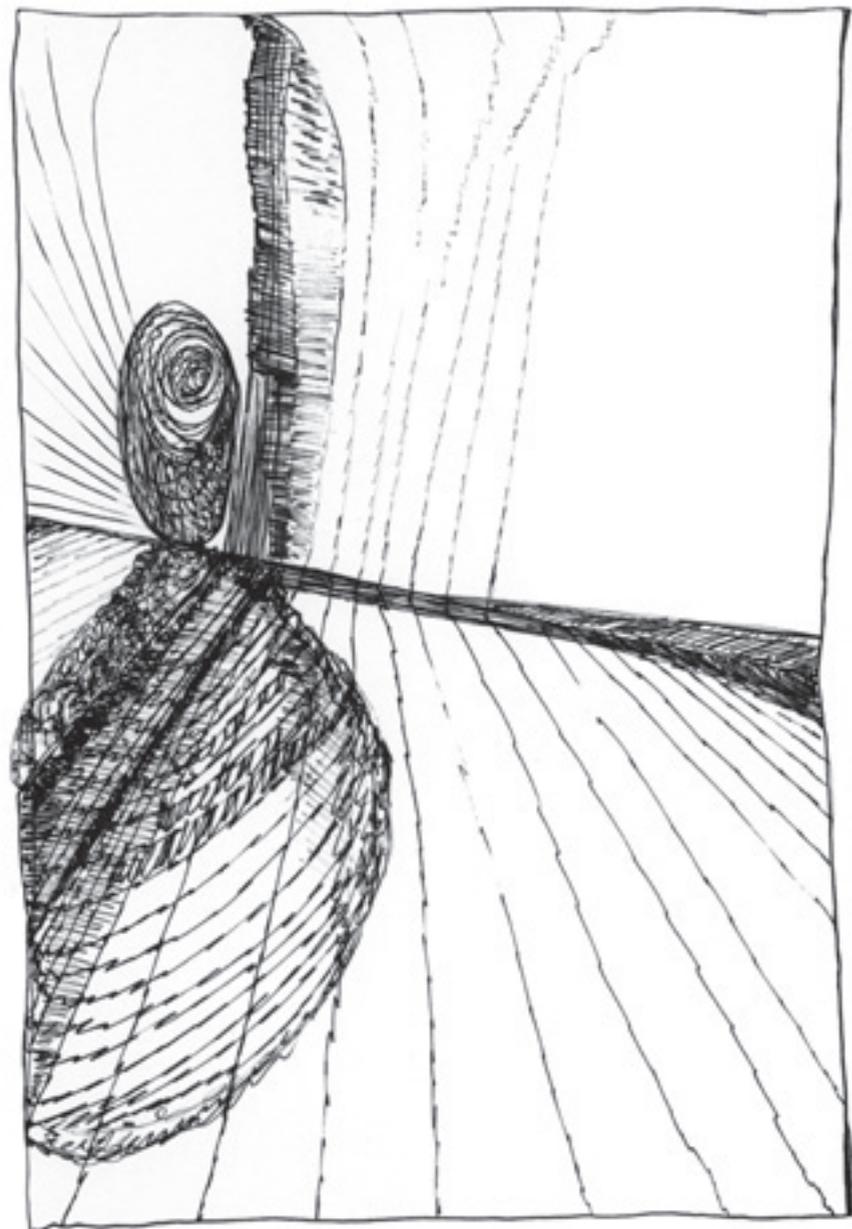
Warum ich nichts gesagt habe? Ach, erstens hätten sie mir die Geschichte mit dem Teufel sowieso nicht geglaubt. Und zweitens: dann wäre es ja keine böse Tat mehr gewesen. Wenn alle gewusst hätten, dass ich das Ganze nur aus Mitleid mit dem Teufel getan hatte, dann wäre es für sie ja eine gute Tat gewesen. Und damit wäre der Teufel dann doch noch gescheitert.

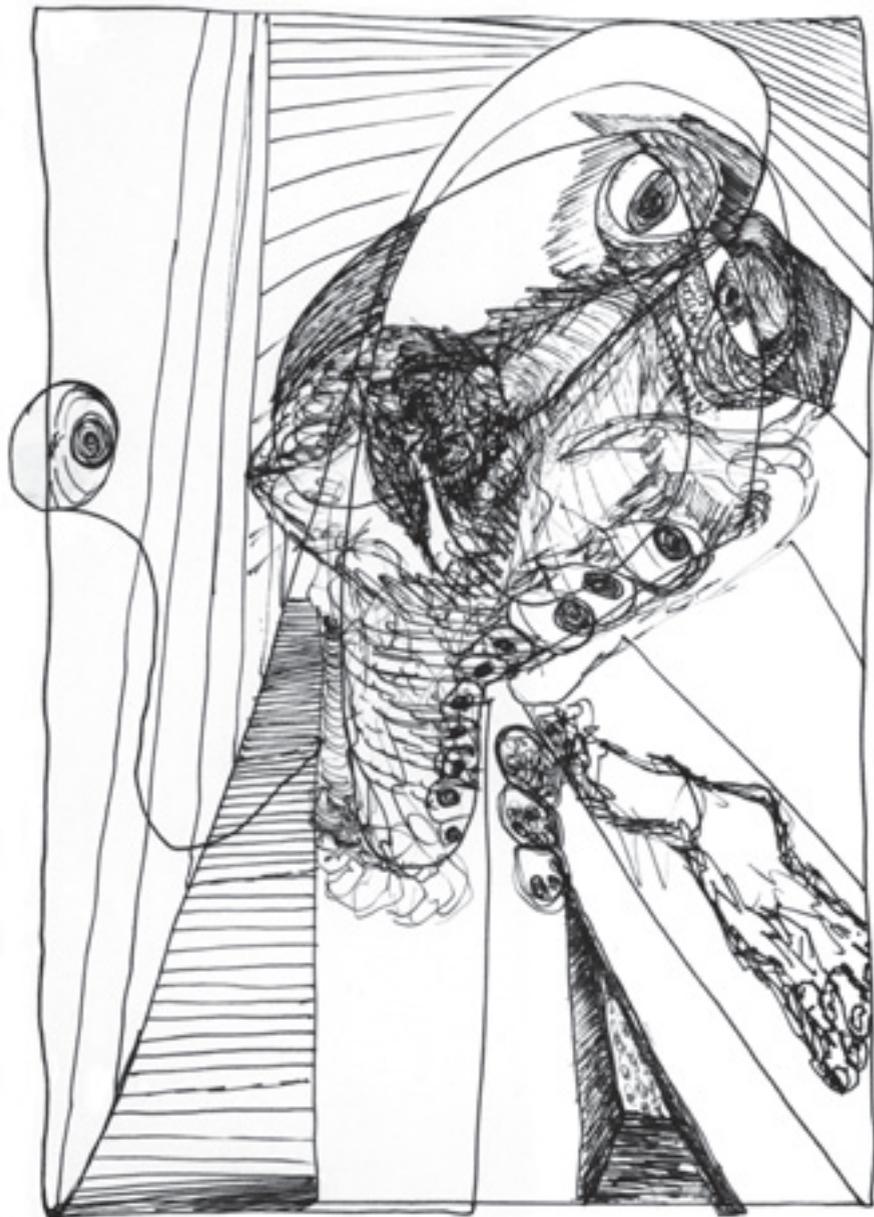
Das stimmt doch. Oder?











Ursula Koch

Heute

Ich bin meinem Vater begegnet.

Er kam auf dem Fahrrad den Berg herunter.

Fabelhaft!

Als er bremste, strahlte sein rundes Jungengesicht.

Er wolle, sagte er, nie mehr zurück

in die Stadt

in den Krieg.

Aber sterben fürs Vaterland wollte er immer noch.

Für welches Vaterland?

fragte ich.

Mein Vater ist tot.

VI.

Ungrade Tage als Tage der Entspannung, des Aufbruchs,
an denen sich alles wandelt: Dasein und dessen Wahrnehmung.

Gerd Willée

demosthenes II¹

er redete immer. gern und viel.
manchmal sogar richtig.
manchmal sogar richtiges.
manchmal sogar richtungweisendes.

er redete viel zu viel.
er verwandelte die welt.
er redete die welt leer.

die welt redete er leer.
die welt reagierte.

sie schwieg zurück.
immer und viel.
immer und richtig.
immer und richtungweisend.

er redete nicht mehr viel.
die leere der welt
machte ihn verstummen.

sie beschenkte ihn.
mit kieselsteinen.
mit vielen kieselsteinen.
kleinen glatten kieselsteinen.
einer handvoll steine.

¹ Überarbeitete Version von 'Demosthenes?' aus DICHTUNGSRING 21, 1992

er füllte die kieselsteine in seinen mund.
füllte die leere seines stummen mundes
mit den kieselsteinen.

die steine in seinem mund klapperten leise,
als er ihn bewegte.

er begann so wieder zu reden.
mit den kieselsteinen im mund.

er redete so
weniger viel.
weniger viel zu viel.
gerade richtig viel.

die worte entströmten seinem mund mit leisem geklapper.
doch sie entströmten deutlicher.
und sie füllten die welt jetzt.

der mund war
voll genug mit kieselsteinen.
voll genug.
er musste ihn nicht mehr so voll nehmen.

die welt konnte ihm endlich lauschen.
die welt hatte ihn verwandelt.

Ivar Bahn

Drauf und dran

Geriet, weil ich dazu eingeladen worden war, in die festlichen Fänge einer Beerdigung.

Dabei bin ich mir gar nicht so sicher, ob das überhaupt ein Fest ist, eine Beerdigung, dazu, wie in meinem Falle, ohne Leichenschmaus. Eine festliche Angelegenheit schon, das wird niemand leugnen können, aber gleich ein ganzes Fest?

Zu einem Fest gehört ja auch eine gewisse Ausgelassenheit, die an den Tag gelegt werden darf.

Bestimmte Festlichkeiten nämlich, gerade die mit religiösen Hintergrund, lassen oft nicht genügend Raum für ein seliges Baumelnlassen, trotz vordergründigem Segenswillen.

Bei so heftig zurückgedrängter Ausgelassenheit passiert es dann schon, dass der ein oder andere - natürlich Prädestinierte - eben mal aus dem rituell gepflegten Rahmen fällt.

Meistens kann die Entsorgung des Gestrauchelten unauffällig geschehen, doch in meinem Falle, da bei dieser Beerdigung ohne großen Gesang, außer diesem einen Bläser, dafür ohne abschließendem Geschmause wie anfangs schon posaunt und was auf den Geiz der Sippe zurück zu führen war, geriet die Beseitigung des Ausfallenden durchaus vordergründig.

Beim Erde werfen nämlich trat der von allen guten Geistern Verlassene sehr nah heran an die Grube, in der das inhaltsreiche Gebälk versenkt worden war und rutschte auch prompt ab. Zwar versuchte er sich noch zu halten, erwischte jedoch zu allem Unglück den Nächststehenden, umarmte ihn fast und es hätte um ein Haar Nächstenliebe draus werden können, wenn er diesen, der da gerade seine festliche Rede been-

det hatte, nicht mitgerissen hätte und sie beide, nun ein trauriges Team geworden, auf die Fichtenbohlen da auf Kellerniveau gekracht wären. Da lagen sie nun, unversehrt am Leibe zwar, doch entblößt vorm Volke, dem dezimierten. Nicht genug damit, dass nur wenige angereist waren, nein, nun flohen noch ein paar aus der ohnehin nur handverlesenen Truppe des Ehemaligen und hinterließen nicht zu übersehende Lücken im Pulk.

Die beiden da wieder raus zu holen, war dann das kleinere Übel. Die Witterung hatte zwar einerseits dafür gesorgt, dass die Beteiligten den Tag in diesem Aufzug unmöglich fortsetzen konnten, was an sich nichts Weltbewegendes sein sollte so ohne Schmaus, doch das weitaus Unangenehmere an diesem nun überhaupt nicht mehr festlichen Akt aber war, dass jenes Gehölz da unten in der Grube die Last, die es nicht tragen sollte und welche sich mit der Wucht von reichlich drei Zentnern plus Fallbeschleunigung eingefunden hatte, auch tatsächlich nicht mehr getragen hat und zu Bruch gegangen war, so dass sich dem kläglichen Rest der Belegschaft ein übler Anblick bot. Nein, von Verwesung keine Spur und leer war die Kiste auch nicht. Jemand anderes lag ebenfalls nicht drin. Jedoch der gewünschte Kandidat erst recht nicht, so dass nach geeignetem Stemmwerkzeug gerufen wurde, welches auch umgehend eintraf.

Und siehe, da hatte sich der lang gesuchte Satz Winterreifen des Bestattungsunternehmers versteckt. Der Kerl freute sich dann tatsächlich über den Fund, doch setzte hiermit auch dessen Befragung ein.

Niels Biewer

Über jahre

Über jahre hinweg
sammelte er seine tränen
in einem geerbten einweckglas
bis er es
eines ungraden frühlingmorgens
mit blick
auf die aufgehende sonne in
einem zug leerte.
Zwischen seinen rauen fingern
rollte er diesen abend
zu einer kugel und
schnipste sie fort .



VII.

Orte, an denen wir andere treffen oder verpassen,
scheinen Katalysatoren ungrader Tage Klage zu sein,
Cafés, Plätze, die Wohnung, die wir verlassen.

Helmut Schmelmer

Besondere Tage

Im teich, als wir
frösche waren
ohne die last der glieder

reiter
auf hohem fuder heu, wann je
dem himmel näher

als die schafe
mir entwischt und ich
old shatterhand beschuldigte

unser aufbruch ins
morgengrau, noch unter tau
glänzend das laub

tag als
du dich zeigtest, blühend
dein weiß

tag dann, der
deine wärme einbehält

nur die
geräumten wände wussten --

Helmut Schmelmer

Wohnungswechsel

Räume, ausgewohnt
besenrein

inmitten ein stuhl
die abnahme noch: keine
sichtbaren schäden

und freien blicks auf wände
wissen –

Helmut Schmelmer

Nichts in den Weg

Räume, geläufig
über tag
man sollte sie
dunkel halten dass
nichts beiwohnt, in den weg
wächst dass
wieder schwarzes silber ineinander
fließt, drift
in einzig meine schmale
schneise

Morgens alles
am gewohnten platz

glück gehabt

Armin Steigenberger

und dann steigen diese tätowierten

jungen hengste in ihre gespoilten traum
karossen und fahren heimwärts zum fußball
abend ziehen eine leine oder verlegen ihr rohr

dicht am fleisch des objekts vorher traf
man sich sonnenbebrillt im seehaus
erzählte ein paar takte prahlte lachte und

trank ein paar kehlen voll schaum die gesten
gingen fulminant wenn beim erzählen
die wuchtigen hände ihre taten nachformten

und handkanten durch die luft hieben da fiel
noch ein dreckiges lachen von den lippen
dieser tätowierten jungen hengste die dann

ihre kippen ausdrückten und weiterzogen
gen süden zum licht zum ruhm zu den halb schon
geschlossenen dunklen lidern ihrer bräute

Peter Ettl

Matala

ach joni

inzwischen

gehen

wir alle am stock

und der wind

kommt von

überalher

das merrmaid-cafe

vergangenheit die

feuerschrift am ufer

blass und in den kneipen

lauern trauerweiber

einem unfassbaren

frühling auf

Siegfried Mundt

Eis

Der Mann mit dem Igelschnitt, man könnte seine Frisur auch Igelverschchnitt nennen, wegen ihrer laienhaften Ausführung, ließ sich noch ein Bier ausgeben. Es war uns so richtig wohl im Schatten der Markise. Ich hatte den Fremden sogar zu einem kleinen Imbiss eingeladen. Er hatte den einzigen freien Stuhl an seinem Tisch, wo er saß, ohne etwas zu verzehren.

Hier in Algarve sei das Leben so positiv, meinte er und erklärte sogleich, wie das zu verstehen sei. Das Klima sei warm und trocken, die Einheimischen gastfreundlich und die Urlauber spendabel. Mein Blick trottete gerade einer Frau des gastfreundlichen Volkes hinterher. Dann sah ich wieder auf unsere Gläser und seine von keiner Arbeit und keiner Zigarette verunzierten Hände. Ich bekomme sogar im Urlaub nach und nach schmutzige Fingernägel.

Im Moment sei er knapp bei Kasse, bemerkte er beiläufig. Die Beiläufigkeit war angebracht, denn ich spüre nicht gern den Verlegenheiten anderer Leute nach. Mein Gast fuhr fort, er hoffe, es werde sich bald sein Schicksal erfüllen. Er erwarte die vorgezeichnete Wende in seinem Leben, erklärte er. Ob er Lotto spiele, oder gar Roulette, fragte ich spöttisch. Er hatte ein weiteres Bier angetrunken, während ich nun in einem Espresso rührte und den Frauen nachstaunte, die weder zu schlank noch zu gastfreundlich wirkten.

Glücksspiele seien nicht sein Fall, betonte mein Gast. Sie kennen sicher die Lehre Alfred Adlers, auch ein Deutscher, begann er mit einer doppelten Schmeichelei. Die ersten erinnerten Bilder aus der Kindheit beeinflussen nach Adler das weitere Leben und die Taten eines Menschen. Dazu haben die Amerikaner Statistiken erstellt und an bekannten Persönlichkeiten die Auswirkungen nachgewiesen.

Was ihn nun beträfe, so sei seine erste Erinnerung eine deutlich begrenzte kristalline Form. Er hatte mit ihr hantiert, da sei der Eiswürfel in seinen Hemdenausschnitt gerutscht und weiter hinunter, bevor die alarmierte Mutter ihn entfernen konnte. Adler unterteile in traumatische, gemischte und sonstige Erlebnisse, aber wichtiger sei ... Wichtig sei, unterbrach ich schnell, da mich das Gerede ärgerte, die Richtung, die der Eiswürfel genommen habe. Dem widersprach er ernsthaft. Dinge außerhalb der kindlichen Erlebniswelt wären nicht prägend. Die kubische Form, das Kristalline und die Kälte beziehungsweise ... Ich stand auf und sagte, ich müsse nach Hause telefonieren. Dem Kellner rief ich zu, ich würde später bezahlen.

Nach einem langen Rundgang kam ich wieder zu dem kleinen Café. Der Kellner ging mir entgegen und berichtete, mein Freund, der Engländer hätte einen Unfall gehabt. Ist er vom Stuhl gefallen, fragte ich.

Mein ausdauernder Gast sei um den Eiswagen geschlichen, als der das Stangeneis für die Feier am Abend brachte. Immer dichter sei er an die abladenden Fahrer gegangen. Eine Stange sei vom Wagen gefallen und habe dem Engländer den Fuß zerschmettert. Mit dem Eiswagen sei er in das Hospital gefahren worden, weil er kein Geld für ein Taxi gehabt hätte.

Da hat er sogar Eis zum Kühlen gehabt, sagte ich, bring mir auch etwas Kaltes, mein Freund.

VIII.

Es gibt sie: Ungrade Nächte ...

Stefan Bayer

Siderische Winter

Halt aus, großer Bär!
Mein Sternzeichen am Handrücken,
mein geglaubter und gefeierter Freund,
zottiges Nachtbild,
vor die Tür gestellt nach Drang und Sturm,
ab in den Monsun,
dir spiele ich ein leises Abschiedslied
auf der Orkanorgel im Hinterland.

Ohne Beileidswünsche, wünsche ich dir
mein Beileid, dass ein Ende gekommen ist,
dass der Wind dich zerfrisst und zerreißt.

Gestern hast du
eine befestigte Grenze überschritten,
mein Land nicht begrüßt
und einen Krieg angefangen,
keine Umarmungen ausgesprochen
und mit nichtigen Schoßhunden
meine Würde verletzt.

Unter tränender Trauer hisse ich
die schwarze Fahne, auf Halbmast
weht unsere abgelebte Freundschaft
und gesegnete Erde und gereinigte Augen
ziehen zwischen acht und neun
eine unheilige Grenze.

Es war sehr schön.
Es hat mich sehr gefreut.

André Schinkel

Trompeterschwäne

In den Herbstnächten fliegen die großen und weißen Vögel wieder in uns. Wir sind ihnen ausgeliefert, schutzlos, Schutz verweigernd, wie sie auch uns.

Sei es die Selbsttäuschung unserer immerwährenden Betrunkenheit, sei es, weil wir uns ihre schweren Flügelschläge so innig wünschen; wir hören sie, wenn wir uns in den Betten von einer Seite auf die andere werfen, sacht, wie sie an unseren lauschenden Ohren vorüberstreichen. Wir hören noch ihren flötenden Ruf, trompetenden Schrei in der Ferne, bevor sie weit in den Niederungen unserer Körper verschwinden, zwischen den Mäandern, Kurganen unserer Eingeweide, für ein Jahr, eine Balzzeit, um in einem nächsten Herbst, wenn die Vogelzüge beginnen, wiederzukehren.

Einmal, weiß man, wird es sein, daß wir in unseren Träumen vergeblich auf sie warten, und wir werden deswegen und, um ihre Ankunft nicht zu versäumen, nicht schlafen; und aber, wenn wir nicht schlafen, werden sie auch nicht in uns fliegen; und wir liegen dann, in unserer Trunkenheit, erstarrt und verbittert, den Schmerz um ihren Verlust nicht ertragend, während draußen, vor unseren zugezogenen Fenstern, das Rufen und Flügelschlagen der wirklichen Vögel:

Nachtsegler!

und: Uferschwalben!,

Fettschwalme!

und: Schwäne!, ertönt.

O, wenn wir es nicht besser wüßten, daß die einzig wahren Schwäne in uns sind, unsere weißen Träume, die Visionen ihres Geschreis! O, wenn wir nicht die Einzigen wären, die die Legenden um ihre eigentliche

Schönheit verstanden hätten! Wir würden aufstehn, süchtig zu den Fenstern torkeln und die staubigen Stores wegreißen; wir würden die herbe Luft einsaugen, den Nachthimmel absuchen und endlich das unglaubliche Ziehen der Vögel vor einem grell leuchtenden Vollmond genießen, ihre Schreie ahnten wir nach, das Sirren ihrer riesigen Schwingen.

Die Wiederkehr der vermissten Vögel wäre uns ein Fest wert; jeder feierte für sich, inbrünstig aus dem Fenster gelehnt oder sich in tiefer Verzückung weiter betrinkend, auf das Enden, Nicht-Enden der Züge; wie bei einem großen Feuerwerk hörten wir die Ah's und die Oh's zu den Trompetenstößen aus den benachbarten Wohnungsfenstern; und endlich spürten wir wieder, jeder für sich, wie die Schwäne in unseren Körpern und Gedanken Einzug hielten; sanft ginge der Wind ihres Flugs uns durch den Leib.

So aber erheben wir uns erst, viel zu spät, verkatert, für immer schlaflos, alle Balzzeit, am frühen Morgen und öffnen das schäbigste und heimlichste Fenster der Wohnung und suchen verstohlen, gegen die unheimliche Sonne blinzelnd, ihre leuchtenden Leiber, die Schwäne in uns, die an einem Frühherbstabend aus unserer Fühl- und Erinnerungsweite fortgezogen und nicht wiedergekehrt sind, vergeblich.

Boris Paskov

Der Tag

der Tag wischt die träume von meinen augen ab.
wir schweigen.
wir beide verlassen uns darauf,
die Nacht zu vergessen.
auf der kerze
des gelöschten mondes
zündet der Tag eine sonne an,
um die kriechenden schatten zu verjagen
und mich glauben zu machen,
dass ich in Eden bin.
und, vielleicht,
weil er sich selbst zu sicher ist,
wer weiß es,
wenn wir den Baum erreichen,
sagt er kein wort.

ich,
der zwei leben kennt,
hab das von ihm verschwiegene gespürt,
während er mir um den busen schlich.
ich habe verstanden,
was der Tag so eifersüchtig hütet.
ein reifer apfel ist sein untergang,
und wer ihn kostet, der entdeckt,
dass er nicht unsterblich ist.
es ist umsonst:
das Licht versucht herumzureden
erklärt das einfache kompliziert.
der Tag,
der bei der ersten gelegenheit
die träume von meinen augen wischt,
kann weiter nicht gelangen.
nicht weil er nicht ewig ist.
nicht weil er sich täuscht.
weil er niemals
geträumt hat.

Wolfgang Christian Schneider

in der farbe des granatapfels

hier zwischen hand und augen,

ganz getrunken den schweren

wein dieser nacht, die schale

voll süße, noch wissen

die finger ihre spuren dort,

lange wege hinaus, in seiner

neige, und versteinen

und traum

Michael Hüttenberger

Wetterzeichen

der Regen wäscht die Sonne ab
die Stunden fließen weg
die Nacht weht schwarz
und morgens liegen
Katzen in den Gräben

du schläfst von hell nach dunkel stehst
mit runden Schultern tief
im Wind dein Blick
aufs kalte Wasser
sucht nach Rettungsringen

vielleicht ein Regenbogen denk
ich mir und sehne mich
nach diesem Glanz
in deinen Augen
von gemalten Tagen

IX.

Manchmal, selten zwar, gelingt an ungraden Tagen
ein Ausweichen in die Vision, in den Traum, in den Wahn.

Jan Decker

Wanteln. Ein Versuch

Wanteln ist Bedingung und Ausdruck meiner Existenz, mehr noch, es ist ein System, ein mühsam errungenes, täglich zu verteidigendes System, und als solches gezwungenermaßen dem Wahn entsprungen, wobei es den Wahn erst durch sich hervorbringt, diese Dialektik macht Wanteln zu dem, was es ist, durch mich und aus mir macht und ist Wanteln ein Wahnsystem.

Die Strecke nach Wanteln, die mich einmal im Jahr ob der Vereinsgelder zu Fauns Gehöft führte, war ein immergleiches Kurvengewühl, den Felsschroff hinauf. Auf halber Höhe zum Gut hielt ich beim Bischof inne, um mich in seiner Gaststube für den Wegrest zu stärken. Den Faun, meinte Bischof, habe er seit Monaten nicht gesehen, die Theres aber, Fauns Schwester, käme jeden Dienstag von Wanteln und hole Butter und Käse für die Woche. Ob ich näher mit dem Faun bekannt sei?

Wäre ich nicht hier in Wanteln, es würde zweifellos ein anderer Mensch aus mir, hat doch Wanteln erst aus mir gemacht, was ich bin, was die zwingende Frage aufwirft, welcher Mensch ich denn vor Wanteln war, ja ob ich vor Wanteln eigentlich war.

Fauns Schwester öffnete das schwere Holztor und grüßte mich stumm. Sie reichte mir das Vereinsgeld und lud mich auf einen Tee in die Stube. Scheinbar hatte sie mein Kommen schon früh bemerkt. Im Gespräch erfuhr ich vom geplanten Verkauf des Hofs. Er sei zu groß und anstrengend für sie allein. Ob ihr Faun nicht zur Hand gehe? Ihr Bruder, berichtete sie, war bereits vor Jahresfrist in das Landessanatorium eingewiesen worden. Sein Geisteszustand hatte zu den größten Befürchtungen Anlass gegeben. Sie betonte, zu den allergrößten Befürchtungen. Deshalb war seine Rückkehr nach Wanteln schon zu diesem Zeitpunkt ausgeschlossen gewesen. Drei Wochen war es nun her, dass Faun sich im Landessanatorium mit einem Poststrick und einer Brotzeitdose erhängt hat. Sie wiederholte, mit einem Poststrick und einer Brotzeitdose.

Sie kommen einmal im Jahr nach Wanteln. Sie können nicht wissen, was Wanteln ist. Auch die Schwester, die sich ja als ein Stadtmensch bezeichnet und die nur einmal die Woche nach Wanteln kommt, weil dieser Ort sie angeblich verrückt macht, weiß naturgemäß nicht, was Wanteln ist. Sehen Sie, ohne mich gibt es Wanteln nicht.

Horst Saul

Gras

Dieser Nachmittag gehörte dem Garten, der sommermüde die Blumen dem Sterben auslieferte, was sich unter einer täuschenden Decke leuchtender Farben vollzog, die in der schräg einfallenden Herbstsonne ins Unwirkliche gesteigert waren. Die laubbedeckte Erde roch herb und modrig und wo er sie aufriss, suchte ein Rotkehlchen zutraulich nach Würmern und Insekten. Unbeholfen schaukelten die verstorbenen Blätter zu Boden.

Er hatte vor allem die üppig gewachsenen Sträucher zurück- und die Stauden über dem Boden abgeschnitten. Alles musste zusammengereicht und zum Ausgang des Gartens geschafft werden. Zahlreiche Rosen trieben aber noch Knospen, die er in Freude auf ein spätes Blühen mit seiner Schere verschonte. „Ihr müsst noch“, sagte er ihnen, „in den dunkler werdenden Tagen den Sommer verteidigen in einer Vase oder einer Schale auf dem Tisch, denn es fällt mir sehr schwer, ohne Sommer zu leben“. Verschwitzt und müde setzte er sich bei einbrechender Dämmerung, die auch einen kühlen Hauch mit sich brachte, auf die weiße Bank unter den hochgezogenen Rosenstöcken, einem romantischen Traumplatz. Er verfiel in ein grübelndes Sinnen, aus dem ihn die Gestalt eines alten Mannes, der aus der Dämmerung vor ihn trat, aufschreckte. Dessen Gesicht und Gestalt waren ihm fremd und schienen ihm doch vertraut, obwohl er glaubte, ihn noch nie gesehen zu haben. Sein Erschrecken über diese Erscheinung war groß und er befürchtete, sein Verstand sei in Unordnung geraten. Solcherart Täuschungen kannte er aus seinem Beruf.

„Guten Abend“, sagte der Alte, „darf ich mich einen Augenblick zu Ihnen setzen?“ Er rutschte ohne zu überlegen zur Seite und der alte Mann nahm Platz. Niemand sagte ein Wort, denn eine seltsame Beklemmung lag zwischen ihnen und lähmte sie. Schließlich durchbrach der Jüngere das Schweigen und fragte mit schwerer Zunge, ob der alte Mann in dieser Gegend wohne. „Ja“, sagte der, „ich wohne hier schon seit über dreißig Jahren in dem Haus da“, und wies mit einer Bewegung des Kopfes auf das vor ihnen liegende. „Haben Sie mich noch nie gesehen?“ – „Nein“ – „Eigenartig, da lebt man so nahe bei einander und nimmt sich nicht wahr.“ Und der andere: „Vor fünf Jahren haben meine Frau und ich das Haus bezogen. Wir wohnen gerne hier; es ist sehr ruhig und wir haben gute Nachbarn. Der Garten macht viel Arbeit, aber auch Freude und die Rosen blühen jedes Jahr üppiger. Sie sind meine besondere Liebe. Schauen Sie mal: Hier sieht uns eine an, im Herzen rot und die äußeren Blütenblätter

weiß, zart blau überhaucht wie die Blüten des Schlafmohns. Riechen Sie, wie süß sie duftet! Rosenduft pur! Das ist eine alte Sorte mit dem Charme einer betörenden Frau. Überhaupt ist die Schönheit der Rosen mit einem erotischen Reiz verbunden; das macht sie für mich so unwiderstehlich. Ich hoffe, dass wir lange und glücklich hier leben können und mit der Erde, den Blumen und den Sternen über dem Garten verwachsen und dass der Mond uns immer wieder besucht.“ „Die Jahre eilen schneller als uns lieb ist“, sinnierte der Alte, „sie schieben uns unerbittlich aus dem Leben hinaus und machen uns einsam“. Betroffen horchte der Jüngere in die Nacht und schwieg. Nach einer Weile fragte er: „Leiden Sie unter Ihrem Leben?“ – „Die Jahre mehren die Schwere unseres Herzens. Menschen und Dinge verabschieden sich von uns, als gingen sie auf eine Reise, auf die sie uns nicht mitnehmen können“. Er sah mit gewendetem Kopf und traurigem Blick seinem Nachbarn in die Augen. Den erfasste eine tiefe Erregung, die ihn aus der Gegenwart fortriss in eine ferne Zukunft, zwanzig, dreißig Jahre weiter, und plötzlich gewahrte er, dass die Augen, die ihn anschauten, seine eigenen waren, älter, trauriger, ein wenig müder, aber immer noch voller Lust am Leben. Und mit einmal löste sich die Gestalt neben ihm in der dichter werdenden Dunkelheit auf und verschwand. Lange sah er ihr nach und versuchte sie mit seinen Augen festzuhalten. Aber er war wieder alleine auf der Bank unter den rankenden Rosen und die Nacht streichelte mit kühler Hand zärtlich seinen Kopf. „Was ist unser Leben?“, fragte er sich schwermütig. „Gras“, sagt der Psalmist, „der Wind streicht am Morgen darüber und am Abend ist es vergangen“.

Ines Hagemeyer

GEGEN den Strom
hält das Peitschen der Wellen
hellwach
während das Streifen der Flaute
Alarm schlägt
kehr ich südwärts
den Blick auf das Frühjahr
an der Hecke vorbei
wo Kaminrauch
die Kronen durchkämmt
zum Wald hin
ragt ein Segelschiff
auf glitzerndem Wasser

Elke Engelhardt

Wasserwesen

Ein Mann aus Lehm, der alles wusste, bis der Wind ihm einen Namen gab und er anfang zu vergessen. Und Franz hieß oder Walter und sich nur noch an das erinnerte, was geschrieben stand. Was erzählt wurde. Immer wieder dieser seltsamen Singsang der Stimmen.

Was der Wind erzählte und die Jahreszeiten, die Felder und die Wolken, verstand er längst nicht mehr. Nur manchmal am Meer, wenn die Wellen wütend ans Ufer schlugen und salzige Körner auf seinen Lippen zurückließen, saß etwas in seinem Kopf, das lachend Steine und Muscheln warf, die sich weder hinunterschlucken noch ausspucken ließen.

Seine Tränen sammelte er in einer Konservenbüchse. Eines Tages würde er sie den Mädchen zeigen.

Schließ die Fenster, hatte sie gesagt, es wird ein Unwetter geben. Er hatte nicht aufgesehen und nichts gefragt. Kein Schulterzucken und die Nacht war längst hereingebrochen, die Kinder schliefen. Ihre Kinder.

Seine Kinder. Tags zuvor waren die Reste der Schwimmhäute abgefallen. Das war das letzte Zeichen.

Das Schlimmste war ihre Haut, die immer dunkler wurde, jeden Tag, an dem er die Frage nicht stellte. Schlimmer als der Tang und die Algen. Als der Geruch des Meeres, der den Poren entströmte, die grün schimmernde Kopfhaut unter den Haaren. Ihre Konturen verliefen, aber jede Nacht kreuzte sie seine Arme über der Brust.

Wie lächerlich, sagten die Mädchen, die längst keine Kinder mehr waren, als sie seine Tränen in der Dose sahen, ein durchsichtiges Gewässer über rostig rotem Grund. Sie brauchte kein Wasser mehr, behaupteten sie, ihr waren längst Füße gewachsen.

X.

Dieser ungrade Tag sollte der letzte sein?
Da hilft verlässlich Ironie.
Oder eine Prise Zynismus muss her!

Ines Hagemeyer

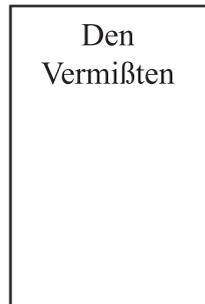
Los/-los

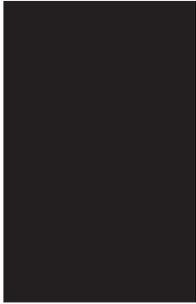
eines Tages
riecht man kurz an der Decke
bevor das Zeug
zur Schmutzwäsche kommt
eines Tages
räumt man den Schrank aus
bevor die Kleider
zur Sammlung gehn
eines Tages
werden Urkunden Briefe
in einer Kiste landen
bevor man sentimental wird
eines Tages
die Frage
wem um Himmels Willen
dies & jenes noch nützt
was soll nur mit den Büchern
die sich türmen

eines Tages
werden Schätze
zu Gerümpel

Rita Kupfer

Im Rathaus. Unbenannt I





Unseren
Gefallenen

Unseren
Vermißten

Unseren
Vertriebenen

S. Mundt

Der Stier

Der bronzene Stier war ein meisterlicher Hohl-guss, er stand fest auf seinen kurzen stämmigen Beinen, den Kopf erhoben, als überwache er seine Herde. Nur der Herzog bemängelte, er hätte den Bauch einer tragende Kuh. Auch das auffällig am Hals der Figur angebrachte Zeichen des Künstlers ärgerte ihn. Während man an der Tafel saß, war der Stier hinter dem Durchgang auf einer Galerie aufgestellt, für alle gut sichtbar, aber der Majordomus hatte versichert, von dort würde kein Qualm herüber ziehen. Der Herzog brüllte, nehmt kein nasses Holz und vor allem heizt sachte an. Die Herzogin nörgelte wieder, sie möge die Spielerei nicht während der Mahlzeit. Ihr würde es so leicht übel durch den Rauch. Unauffällig bestastete sie ihren Leib. Heinrich Graf Justaucorps, den der Herzog an die Seite der Herzogin befohlen hatte, vielleicht als Ehrenplatz gemeint, wenn nicht als ein übles Vorzeichen, spitzte die Ohren und lobte den außerordentlich rindviehmäßigen Klang aus dem Stiermaul. Die Gräfin, die schon vom Ehebruch ihres Gemahls mit der Herzogin wusste, meinte, es klänge überaus brünstig. Da hat sich der Meister eine besondere Luftführung ausgedacht, sagte der Hauptmann und rückte verlegen auf seinem Stuhl. Das Muhen wurde lauter und kam beinahe ohne Intervalle. Heizt nicht so stark, brüllte der Herzog. Der Kaplan klopfte mit seinem Messer spielerisch auf die Kruste seines Bratenstücks, wie lange verbleiben die Delinquenten immer? Bis es ausgemuht hat, gab der Herzog zur Antwort. Der Kaplan wollte noch seine Bedenken loswerden: Sie versprachen, dass nur Übeltäter des gleichen Geschlechts eingestiert werden. Der Herzog brummte, natürlich, außerdem passen selbst von den Dünnen nur zwei hinein, wogegen ein Dicker schon fast zu viel ist. Der Hauptmann erklärte, die Dicken neigen nicht zur Übeltäterei, sie sind von Natur aus loyal und gottesfürchtig. Dabei sah er auf seinen faßförmigen Bauch herab, in dem es schon wieder heftig gurgelte. Der Graf meinte beiläufig, da der Stier eigentlich ein Werkzeug der heiligen Inquisition sei, könne von dort vielleicht ein Einwand gegen den eher weltlichen Gebrauch kommen. Der Kaplan beeilte sich festzustellen, der Herzog handle integer im Sinne der Behörde. Er jubelte, es sind nur die Körper, die einer Prüfung unterzogen werden, während die Seelen sich zum Himmel empor schwingen. Wenn sie denn in dieser Prozedur ihre Läuterung erfahren haben. So soll es sein, bestätigte der Herzog und auch wir vergeben ihnen gern. Dem Grafen klorrte das Weinglas gegen seine Zähne. Der Hofnarr, der an einem eigenen kleinen Tisch neben seinem Herren saß, erlaubte sich ein halblautes Amen.

Sabine Römmer

Tag X

Bedeutungsvoll schweigen
die Götter in Weiß,
die grünlichen wetzen
die Messer.

Viel hilft viel,
noch mehr hilft
noch besser,
schnipp schnapp.

Zur stählernen Höhle,
im Bettmannmobil.
Tropf tropfte, er lachte.
Zipp zapp, du bist dran!

Er lachte, dann schlief er,
dann riefen sie an und
schwiegen am Hörer
so unendlich lang.

Uwe Schoor

mal im ernst

??

möchten sie

hundert jahre

jünger sein ?

?

?

wortlumpen

für inger christensen

die toten kommen zu besuch
den hügel der regenverhangen
herab ins wohnzimmer

niedersitzend gebein auf kissen
vorm leeren holztisch dort
ausbreitend das angebinde

in jüngster zeit geborgenes
kranichgespräch mit krokuswiese
als irdisches vergnügen

sodann zeichen gebend aufgerissen
die mündler in fidelitate
laute äußernd die liedertafel

blick in die vergangenheit kleine
wortlumpen zunächst bruchstück
passagen endlich darbietung

der poesie ambrosia jedem verleihend
unsterblichkeit solch speise aus sherry
zucker mandel apfelsine ananas

auferstehung der texte himmelfahrend
helllichter glanz erdwärts

André Schinkel: Löwenpanneau. Neue Gedichte
mitteldeutscher verlag. Halle 2009
134 Seiten. 16 Euro.

Der Saum des Erreichbaren

„Weiße Pünktchen“ heißt das Nachwort, das A.S. schrieb. Ellipse also. Das, was nicht gesagt werden muss, was die Gedichte in schwarzen Buchstaben sagen. Es ist eine kleine Poetologie. Darin sagt er nicht nur, dass er die Gedichte diesmal nicht ordnete. Keine Zyklen, sondern magische Verse sind es. Ein Gedicht ordnet sich nicht unter, keinem Prinzip, auch nicht einem anderen Gedicht.

Im Gedicht spiegelt sich die Zerrissenheit des Künstlers: Im Gedicht ist er souverän, im Leben seinen menschlichen Bedürfnissen unterworfen. Im Gedicht ist er frei, im Leben unfrei. Mir fällt Holger Benkel ein, der die Freiheit des Künstlers auch für sein Leben durchsetzt; er lebt ein Existenzminimum, um ein dichterisches Maximum zu erreichen. André Schinkel ist nicht derart extrem konsequent in der Negation des bürgerlichen Lebens. Als Redakteur der Literaturzeitschrift Sachsen-Anhalts, Ort der Augen, ist er nicht ganz frei. Da gehört er auch anderen: Den Mitgliedern des Beirats, dem Mitspracherecht des Herausgebers, den Autoren. Aber das ist eine andere Zerrissenheit. Der Spagat, der im Literaturbetrieb die einzige Kompromiss-Art ist, droht den Künstler im Literatur-Macher zu zerreißen. Härter noch spaltet sich das Leben im Dichter, wenn er sich selbst hören will. Hier steht er mit einem Bein in der Form, mit dem anderen im Inhalt – entweder du fällst oder du läufst. Eigentlich läuft dann das Gedicht, es läuft dir weg, will selber frei sein. Man sieht: Das lässt sich nicht ordnen, das geht seinen poetischen Gang. A.S. nennt das den „Anfang des vereinzelnenden Parlierens“ und er sieht: Die Gedichte werden in ihrer Vereinzelnung auch genauer.

Trotzdem bricht das bürgerliche Leben ein in die Sphäre des Dichtens, es geht auch gar nicht anders, denn nur selbst erlebte Welt kann Form und Ausdruck finden in allgemein gültigen Versen. A.S. erwähnt Liebe und Vaterschaft, spricht von temporärer Erfüllung: „...die Früchte der Liebe waren eine Zeitlang ihr Katalysator zugleich.“ Dann die Gegenbewegung, der Schreibende „gierte zugleich nach dem Überallhin, zeitweise erschien es mir, der ich es nicht ausleben konnte, wie der Spiegel der Welt.“ Klar, dass er Vollkommenheit im Schreiben sucht, die im Leben nicht zu finden ist, dass also die Wahrheit des Seins wenigstens im Vers klarer wird als im gelebten Leben. Genau das war das Motiv für André Schinkel, hineinzugehen ins Leben, auch wenn „der Moment der Erkenntnis ... selten und flüchtig ist.“ Selten habe ich einen Schriftsteller offener über sich selbst erlebt wie André Schinkel, der seine Feigheit vor dem Leben sieht und bekennt und als Künstler die einzige mögliche Konsequenz zieht: Mu-

tig zu werden, um Dichter sein zu können. Leichter gesagt: Die Kunst braucht Material. Die Kunst braucht Stoff und Nahrung, wenn das Leben im Vers gerinnen soll. Schinkel musste heraus aus seinem „Autismus“ allzu zerebralen Schreibens: „Ich, der Lebensfeigling“, sagt er, „tat einen Blick aufs Leben, nun doch, litt daran und profitierte davon und erweiterte, noch im Moment der Angst, jede Fähigkeit zu verlieren, den Saum des Erreichbaren.“

Ich finde, das zeigen die Gedichte nun auch. Sie atmen stärker als die früheren Gedichte, weil mehr Leben in sie eingeflossen ist. Die früheren Gedichte waren nicht übel und sie waren nicht nur gedankliche Abstraktionen des Lebens; vor diesem Schicksal bewahrte sie die Metaphorik, die auf das Leben hindeutete. Nun aber sagen die Verse viel mehr als Anspielung auf Erlebtes, Erlittenes, Bedachtes, Gefühltes – jetzt ist es gelebtes und gewagtes Leben. Nicht dass nun die Ängste überwunden wären, das gelingt vielleicht nur dem Gedicht als Souverän der Gedanken und Gefühle, aber Schinkels *vita activa* rührt den Leser mehr an, zumal der nun viel mehr wagende Dichter seine Kampfzone ausgeweitet hat, er transzendiert in andere Dimensionen, er meißelt aus der Brut seiner Gedichte einen so feinen Humor, dass ich denke, so eine Heiterkeit ist das Maß der Ausgewogenheit zwischen Form und Inhalt, also Klassik.

Die Themen der in vier Kapitel eingeteilten Gedichte (also doch noch eine Ordnung?) umfassen das ganze Leben und die Kunst. Ich würde scheitern, versuchte ich, auch nur die besten Gedichte zu würdigen. Ich beschränke mich auf eins. „Löwenpanneau“ heißt das Gedicht, das dem Buch den Namen gibt.

Sehen Sie hier: die Lefzen des schleichenden Harems,
Unwiederholbar, als hätte sie Picasso gemalt,
Sagt Gerhard Bosinski, der es wirklich gesehn hat.
Ja!, und So ist es!, denkt man, nur daß Picasso
Gelebt hat vor fünfunddreißig mal tausend Jahren
Und mit dem Pinsel das Licht führen mußte,
Um den Fels zu erkennen; mit einer Hand den auf-
Steigenden Steindom abstützend oder der Schatten
Der Geister und Bären sich zu erwehren. Jener
Picasso, den wir in unseren Träumen betrachten,
Bei seiner mühseligen Arbeit, im flackernden Rauch
Einer kiefernen Kerze, den Schurz mit Farbe be-
Kleckert, den Mund voll ockerner Erde. Und dieses
Das heiligste Bild, in einer Galerie verlehmt
Ikonen: die Tafeln der Löwen und Mammuts, weit,
Hinter den Balustraden der Gehörnten, Geduckten, die
Schnuppernden Flotze erhoben, auf blutiger Jagd.

André Schinkel deutet Picassos Künstlertum, der mit dem Pinsel das Licht führte, und erkennt (in der Grotte Chauvet im Tal der Ardèche) „Das heiligste Bild, in einer Galerie verlehmter Ikonen: die Tafeln der Löwen und Mammuts... auf blutiger Jagd“. Tertium comparationis ist die unveränderliche Wahrheit, die schon in der Höhlenmalerei vor fünfunddreißigtausend Jahren galt: Dass das Künstlertum im Leben verankert ist, und umgekehrt, und dass es im Leben wie in der Kunst um Leben und Tod geht. Die Kunst gibt es nicht ohne das andere, die Nichtkunst, das bloße Leben, das sich in seinem Erleben seiner selbst noch nicht bewusst werden kann. Die Kunst kommt immer danach. Nach dem Erlebten. Aber sie fließt nicht nur in sich selbst. Gedichte sind keine bloße Mechanik, sondern bewirken neues Leben. So gesehen wird Kunst auch ein Davor. Sie modelliert den denkenden und fühlenden Lebenden allmählich. Die Utopie solcher Dialektik ist klar: Es ist die Hoffnung auf eine Synthese: Lebenskunst. Schinkel nennt das „Gesamtkunstwerk der Grotte Chauvet... ein Urbild für Erfüllung und Hoffnung auf Befreiung durch die Kunst.“

Das Erfühlte und Geträumte kommt zur Sprache – und so reduziert sich im Selbstgespräch des Dichters der Zweifel an einer hoffnungslos scheinenden Welt. „Was ich gewann“, sagt Schinkel, „ist die Liebe zur Klarheit: die Gedichte, glaube ich, kommen zu mir und sprechen nun mit mir.“ Und mit dem Leser.

Ich habe seit Jahren keinen derart großartigen Gedichtband eines lebenden deutschsprachigen Lyrikers gelesen. Was Durs Grünbein immer mehr verliert, gewinnt André Schinkel: Sinnlichkeit und Überraschung in der Metaphorik, Gedanklichkeit im plastischen Lebensextrakt, Klarheit, stilistische Vielfalt, eine Leichtigkeit der Form, die erreicht wird, weil die Inhalte mit ihr Schritt halten und nicht davonfliegen, in manchen Gedichten wohnt eine heitere Stimmung, Humor entfaltet sich neben dem Ernst dessen, der wirklich etwas zum Leben zu sagen hat, weil er im Leben steht, der eine Sprache hat, die im besten und mehrfachen Sinn des Wortes den Leser unterhält. Diese Gedichte erzählen, erfüllen eine Welt. Sie denken und tanzen. Sie schwingen melodisch im Takt einer natürlichen, wenn auch elaborierten, Sprache. Sie schweigen und sagen viel. Manche sind still, manche lauter, einige sind politisch und klagen leise, niemals aber larmoyant, immer steht ein Geist drüber, dem du vertraust. Alle Verse bewegen dich, wenn du genau hinhörst. Wenn du ganz tief in die Verse hinein liest, streust du den Sand ins Getriebe deines Autismus! Lies die Bilder, die genau sind, von dir!

Ulrich Bergmann

Ricinski, Francisca: Zug ohne Räder / Trenul fara roti«, lyrische Prosa, rumänisch und deutsch.

Editura Fundatiei Culturale Poezia. Iasi/Rumänien 2008, ISBN 978-973-881139-5-3

Texte sind Räume. Im Zug ohne Räder zwischen hier und dort

„Hier war ich“: Ein selbst gebasteltes Lesezeichen, das mir mein acht Jahre junger Sohn Timo zu Weihnachten schenkte, steckt zwischen den Seiten von „Zug ohne Räder“, dem neuesten Buch mit lyrischer Prosa von Francisca Ricinski. Die Worte „Hier war ich“, die eigentlich nur den Standort der Lektüre kennzeichnen sollten und zunächst rein pragmatischen Charakter hatten, können, so fiel mir beim Lesen auf, auch auf die literarische Existenz der in Rumänien geborenen Dichterin übertragen werden, die seit 1980 in der Bundesrepublik Deutschland lebt. Vorausgegangen war eine fortgeschrittene Schreibkarriere in einem Land und zu einer Zeit, als Dichtung im Leben der Menschen noch stärker verwurzelt war. Francisca Ricinski befand sich auf einem viel versprechenden Weg, ehe sie Rumänien aus familiären Gründen verließ, um in Deutschland in einer Kultur Fuß zu fassen, die sich von ihrer Heimat wesentlich unterschied. Die Übersiedlung ging mit dem Verlust des muttersprachlichen Fundamentes einher, auf das die Literatin bis dahin aufgebaut hatte. In Deutschland begegnete sie der Herausforderung, sich eine Sprache aneignen zu müssen, die keine Ähnlichkeiten mit dem Rumänischen aufweist. Eine Sprache, die keine Strukturen für sie bereithielt, mit denen das bereits gediehene Schreibleben hätte bruchlos fortgesetzt werden können.

Verspätete Briefe

Seither sind achtundzwanzig Jahre vergangen. Francisca Ricinski ist deutsche Staatsbürgerin geworden und hat sich so tief in die deutsche Sprache hineingedacht und hineingefühlt, dass sie Literatur von beeindruckender Komplexität in dieser verfasst. Davon zeugt auch das neue Buch „Zug ohne Räder“, das zweisprachig vorliegt und im Dezember in der „Editura Fundației Culturale Poezia“, einem rumänischen Verlag, erschien. Bezeichnenderweise wurde es nicht lediglich vom Rumänischen ins Deutsche übersetzt, sondern von Francisca Ricinski auf Deutsch erdacht und geschrieben. Es enthält auf 180 Seiten meist kurze, selten mehrseitige Texte, die man keiner gattungsspezifischen Schublade zuordnen kann, weil Stil, Konzeption und Inhalt sich gegen einengende Typisierung sträuben.

Ricinskis Texte sind Räume. Räume, in denen Möbel aus Literatur, Musik, Theater, Kunst, autobiographischer Realität und Fiktion zu einem surrealen, melancholischen Ensemble verschmelzen. Im ersten Abschnitt des Buches sind diese Worträume als verspätete Briefe an längst verstorbene Dichterinnen und Dichter gerichtet. Virtuell wird in ihnen möglich, was real weit abseits von dem liegt, was erfahr- und erlebbar ist: „Als du, lieber Benn, starbst, war ich fast dreizehn und schrieb mein erstes Gedicht an die Sonne. Wenige Jahre später hättest du vielleicht deinen letzten Liebesbrief nicht mehr Ursula Ziebarth, sondern mir, deiner 26. Geliebten, gesandt. / Du wärest in der Frühe gekommen. Allein der Anblick meiner Beine aus Meerschäum hätte dich gefesselt. (...) Ich weiß noch nicht, ob du Gefallen an meinen Liebes- und Wortfantasereien gefunden hättest, und so schreibe ich dir in diesen Tagen und Monaten an deine vom Regen verwischte Adresse.“

Das Schweigen der Steine verletzen

Neben Gottfried Benn werden unter anderem Else Lasker Schüler, Albert Camus, Rainer Maria Rilke, Fernando Pessoa, Marcel Proust, Samuel Beckett, Sarah Kane und George Tabori unmittelbar angesprochen. Deren Leben und Wirken wird dabei zum Ausgangspunkt der Reflexionen, die auch dann über sich selbst hinausweisen, wenn sie im Eigenen ansetzen. Ricinskis Texte haben eine schwerblütige Grundierung. Die Lebensjahrzehnte der heute in Bonn ansässigen Dichterin, haben das menschliche Bedürfnis sich in der eigenen Biographie aufgehoben zu fühlen, nur selten gestillt. Francisca Ricinski ist in ihren Sprachräumen auf der Suche nach dem, was es bedeutet, gegenwärtig zu sein. Gegenwart, die ganz entscheidend von den Orten abhängt, an denen wir uns aufhalten und den Verflechtungen, in die wir uns an diesen verstricken. Orte, die man im Zusammenleben mit anderen auch sprachlich verinnerlichen muss. Ricinskis Motor der literarisch-künstlerischen Auseinandersetzung ist dabei die eigene Vergangenheit. Immer wieder tauchen autobiographische Bruchstücke auf, die im fiktionalen Kontext aufgehen und ahnen lassen, wie schwer es für einen Wortbewohner sein muss, an einem Ort zu leben, an dem seine Worte keine Bedeutung mehr haben. In einem Brief an Tabori heißt es beispielsweise: „Vielleicht ist das Theater meine einzige Heimat“, sagten Sie. Wissen Sie, was ich mir einbilde? Dass meine Heimat das Schreiben von Worten sei, die, ohne sich zähmen zu lassen, sich unter meinem Dach sammeln und für mich sprechen.“

Oder, an Camus gerichtet: „Eine Zeitlang konnte ich auch nicht die Trennung vom Meer verkraften. Erst als ich am Fluss wohnte, dachte ich nicht mehr an Tod. Aber manchmal war ich nicht weit davon, jedes Ding zu zerstören, die kleinste Geste zu untersagen, die das Gleichgewicht eines Tages oder den Frieden des Ufers getrübt

hätte. Es hätte gereicht, wenn die Fähre beim Anlegen oder ein Radfahrer das Schweißen der Steine verletzt hätte.“

Dichter sind Heimatlose

Francisca Ricinski befindet sich in ihren Texten auf einer virtuellen Reise. Dies wird auch in der Titelwahl deutlich. Ein Zug ohne Räder fährt nicht und kommt daher nirgendwo an. Anzukommen ist auch nicht beabsichtigt. Die durch und durch lyrischen Texte stehen wie Gedichte für sich selbst und laden den auf dem Bahnsteig lesenden Fahrgast ein, einzusteigen, um mit eigenen Assoziationen fortzufahren. Dies besonders dann, wenn Texte mit Sätzen wie beispielsweise diesem enden: „Wie leicht muss dein Schlaf gewesen sein, dass du die Bleistiftspur auf diesem Blatt hörtest!“ Wie schwer muss es gewesen sein, Sätze zu fügen, die beim Lesen mit einer Leichtigkeit haften bleiben, als würde man sie mit Bleistift auf die Haut schreiben.

„Dichter sind Heimatlose und suchen ein Leben lang nach Wohnung und Nest, in dem sie sich, stundenweise wenigstens, zuhause fühlen dürfen“, heißt es im Nachwort des Buches, das Theo Breuer verfasst hat. Das Suchen ist gerade für jene Dichterinnen und Dichter prägend, die die Heimat verlassen und ihr Handwerk anschließend an einem Ort und in einem Land ausüben, in dem sie nichts mit ihrer bisherigen Schreibkunst anfangen können. Dies ganz besonders in Zeiten, in denen die Menschen aufgrund der technischen und politischen Gegebenheiten noch nicht so nah zusammengerückt waren wie heute. Auch Francisca Ricinski, das merkt man in „Zug ohne Räder“ immer wieder, ist hin- und hergerissen zwischen hier und dort. Manchmal richtet sie ihre Briefe als Wundprotokolle an die eigene vom Leben verwischte Adresse und spürt: Hier war ich, ...aber vielleicht wäre ich besser dort gewesen.

Autoren

Bahn, Ivar: 1964 geb. in Kleinmachnow, Lyrik und Prosa, zahlreiche Veröffentlichungen in Anthologien, zuletzt „Lieb Reiz“ Liebesgedichte deutsch/spanisch, München/Dresden, 2008.

Bayer, Stefan: 1989 geb., lebt in Wien, zahlreiche Gedichte in Zeitschriften und Anthologien, u.a. novum verlag, Neckenmarkt, Österreich.

Bergmann, Ulrich: 1945 geb. in Halle/Saale, lebt in Bonn, Erzählungen in Literaturzeitschriften, Anthologien und im Internet. Buchveröffentlichungen, u.a. beim POP-Verlag, Ludwigsburg.

Biewer, Nils: 1981 geb., lebt in Osnabrück, Lyrik in Zeitschriften und Anthologien.

Breier, Isa: 1976 geb. in Gmünd/NÖ, seit 2007 viele Lyrik- und Prosaveröffentlichungen in Zeitschriften und Anthologien, diverse Preise, zuletzt: „Interferenzen“, Kitab-verlag, Klagenfurt, 2008.

Decker, Jan: 1977 geb. in KasselVeröffentlichungen in Zeitschriften, Aufführungen seiner dramatischen Arbeiten, vier Hörspiele vom SWR produziert, zuletzt: Uraufführung Spielzeit 2008/09 in Nürnberg, Verlag Drei Masken, München.

Engelhardt, Elke: 1966 geb. in Verl, lebt in Bielefeld, Veröffentlichungen in Anthologien und Literaturzeitschriften.

Ettl, Peter: 1954 geb. in Regensburg, lebt in Niederbayern, Redakteur, seit 2003 Herausgeber einer Lyrik-Reihe, schreibt Lyrik, Romane, Satiren, Reiseerzählungen, zuletzt: „Samtkrallen Wurzelflügler“, Gedichte, Peter-Segler-Verlag, Freiberg/Sachsen, 2009.

fotoblanconegrograph, studio bonn, erstellt aus farbigen kompositionen an geraden und ungeraden regentagen schwarz / in weiß in / schwarz - grafische etüden

Friedrich, Peter: 1965 geb. in Wadern/Saar, lebt in Ettlingen, promovierter Biologe, letzte Veröffentlichung: „Das Loch in der Brust“, in: DUM 49/2009, Langelois/Österreich.

Gassen, Rainer Maria: geb. 1946 in Koblenz, aufgewachsen in England, lebt in Bonn, Lyrik/Sonette, Lied-Vertonungen und zahlreiche Auftritte, Reiseerzählungen, FOTO-Kunst u. Essay, zuletzt in: „Orientierungen“ Zeitschrift zur Kultur Asiens, 1/2009.

Hagemeyer, Ines: geb. 1938 in Berlin, Emigrationszeit in Montevideo/Uruguay, lebt in Bonn, Sprachlehrerin u. Übersetzerin, Lyrik-Veröffentlichungen, zuletzt: „Bewohnte Stille“, Ludwigsburg 2007.

Heembrock, Simone: geb. 1965 in Dresden, lebt in Tübingen, diverse Veröffentlichungen Literatur-Zeitschriften, Studium der Theaterwissenschaften.

Hüttenberger, Michael: 1955 geb. in Offenbach, lebt in Stedesdorf/Ostfriesland und Darmstadt, zahlreiche Veröffentlichungen in Zeitschriften und Anthologien, pädagogische Arbeiten, zuletzt: „Auf den Busch geklopft“, Verlag KiWuB, Mühlthal 2009.

Koch, Ursula: 1944 geb., lebt jetzt in Berlin und Spenge (bei Bielefeld), Buchveröffentlichungen zu besonderen Frauengestalten, zuletzt: „Die Meisterin vom Rupertsberg“, Brunnen Verlag Gießen, 2009.

Kreipe, Birgit: 1964 geb. in Hildesheim, lebt in Berlin, zahlreiche Veröffentlichungen in Zeitschriften und Anthologien.

Kupfer, Rita: 1949 geb., lebt in Remagen, Lyrik in Anthologien, Einzelveröffentlichungen, literarisch/grafische Objekte.

Lamers, Monika: 1941 geb. in Bonn, lebt im Westerwald, Lyrik in Zeitschriften, Romane im Herder-Verlag und Kerle-Verlag, beide Freiburg, „Der Anachoret“, Radius Verlag, Stuttgart, 1993, Polit.Ghostwriting, Mitglied des VS.

Lubina, Vesna: geb. 1981 in Witten, lebt in Berlin und Florida, Lyrik-Veröffentlichungen in Anthologien, Arbeit als Redakteurin u. Übersetzerin, zuletzt: „Gebet eines Engels“ Gedichte aus Slowenien, Verlag Das Wunderhorn, 2008.

Mertes, Michael: 1953 geb. in Bonn, lebt in Bonn und Berlin, nebenberuflich freier Autor und Journalist, „Du, meine Rose, bist das All für mich“ Die Sonette von William Shakespeare, übersetzt u. kommentiert, Verlag Franz Schön, Bonn, 2006, zuletzt: „Parodien, Kontrafakturen und Variationen“, Bonn, 2008.

Mundt, Barbara-Marie: 1950 geb. an der Bergstraße, lebt in Portugal, Lyrik und Kurzprosa in Zeitschriften und Anthologien, zuletzt: „Isabella – ein kleiner Portugiesischer Wasserhund“, Kinderbuch, POP-Verlag, Ludwigsburg, 2009.

Mundt, Siegfried: 1940 geb. in Wismar, lebt in Portugal, Prosa in Zeitschriften, „Vom Verlust der Flügel“, Erzählung, kaff-Verlag, Koblenz 1999.

Noga, Andreas: 1968 geb. in Koblenz, lebt in Alsbach/Ww, Lyriker, Redakteur, zuletzt: „Orakelbaum“ Lyrik Collagen, 2008. BVJA und VS.

PAPI: 1960 geb. Resita/Rumänien, lebt in München, Plastiken und Grafiken, zahlreiche Ausstellungen in Deutschland und Frankreich, Lyrik in Anthologien, zuletzt: „Manchmal später“, POP-Verlag, Ludwigsburg, 2008.

Paskov, Boris Gorgiev: 1955 geb. in Plovdiv, Bulgarien, schreibt überwiegend Lyrik, zuletzt: „Zehn Traumgespanne“, zweisprachig bulgarisch/deutsch, Biblion, Marburg 2001.

Potazkaja, Irina (eigentlich Iryna Herasimovich): lebt in Minsk, z.Zt. jedoch in Dresden, wo sie für ein Jahr als Kulturmanagerin der Robert Bosch Stiftung an belorussischen Projekten arbeitet.

Pricha, Manfred: 1954 geb. in Altötting, lebt in Bochum, Veröffentlichungen in Zeitschriften, Anthologien, im Internet und auf CD, Lyrik und Prosa, zuletzt: „Herzloses Land“ Kurzgeschichten u. Erzählungen, Hagen 2009.

Ricinski-Marienfeld, Francisca: 1943 geb. in Rumänien, lebt seit 1980 im Rheinland, jetzt in Bonn, Journalistin u. Übersetzerin, zahlreiche Veröffentlichungen von Lyrik, Kurzprosa, Theaterstücken, Drehbüchern u. Kinderbüchern, VS- u. PEN-Mitglied.

Römmer, Sabine: 1961 geb. in Bochum, lebt in Essen, Lyrik und Prosa.

Saul, Horst: 1931 geb. in Hennef/Sieg, lebt im Ahrtal, Arzt, verfasst Lyrik, Kurzprosa und Essays in Einzelveröffentlichungen u. Zeitschriften.

Schinkel, André: 1972 geb. in Eilenburg, lebt in Halle als freier Schriftsteller, viele Veröffentlichungen in Lyrik, Prosa, Essayistik, Mitarbeit an diversen Literaturzeitschriften, zuletzt: „Gedächtnisschutt“, Aschersleben, 2008.

Schittko, Clemens: 1978 geb. in Berlin/DDR, Studium der Musikwissenschaft und Geschichte, experimentelle Lyrik in Zeitschriften, lebt in Berlin.

Schmelmer, Helmut: 1935 geb. in Hamburg, lebt in Remagen am Rhein, Lyrik und Kurzprosa in Zeitschriften, Anthologien, Radio und im Internet.

Schneider, Wolfgang Christian: 1947 geb. in Stuttgart, lebt in Hildesheim, Lyrik, Essay und literar. Übersetzung aus dem Lateinischen, zahlreiche wissenschaftliche und literarische Veröffentlichungen, zuletzt: „Der Riss im Licht“, in: H. Schwaetzer: Theories of Vision, 2009.

Schoor, Uwe: 1960 geb., lebt in Buenos Aires und in Berlin, hat Lyrik, Prosa, Fotos veröffentlicht.

Steigenberger, Armin: 1965 geb. in Nürnberg, lebt in München, Architekt, inzwischen freier Schriftsteller, Gedichte, Erzählungen, Drama, zuletzt: „Gebrauchsanweisung für ein Vaterland“, POP-Verlag, 2006.

Steinfeld, Jakob: 1970 geb. in Bozen, lebt in Südtirol/Italien, Lyrik in Zeitschriften und Anthologien.

Thomas, Salina: 1968 geb. in Bonn, lebt nahe Bonn, Prosa und Lyrik, Veröffentlichungen in Zeitschriften und Anthologien.

Voswinkel, Renate: 1941 geboren, geistliche Beraterin, lebt im Westerwald, veröffentlicht Lyrik und Prosa.

Wehlim, Thomas Josef: 1966 geb., lebt in Leipzig, zahlreiche Veröffentlichungen in Zeitschriften u. Anthologien.

Willée, Gerd: 1946 geboren, lebt in Bonn, kommuniziert gern.

winter, eje: 1941 geb. in Essen, lebt in Bonn, wissenschaftliche u. literarische Veröffentlichungen, zuletzt: „Kunstwörter“, POP-Verlag, 2008.

Zurita, Raúl: 1951 geb. in Santiago de Chile, lebt in Chile, 1973 unter Pinochet politisch verfolgt, Lyrik, Prosa, Essay veröffentlicht seit 1975 (Übersetzungen in sieben Sprachen), Premio Nacional de Literatura de Chile 2000, zuletzt: „Cuadernos de guerra“, 2009.

